

JOURNAL

für

ORNITHOLOGIE.

Einundfünfzigster Jahrgang.

No. 1.

Januar

1903.

Vogel und Mensch:

**Die freundlichen und feindlichen Beziehungen
zwischen beiden und daraus sich ergebende Besonderheiten
in der Entwicklung und Verbreitung der Arten.**

Von **Wilh. Schuster.**

Wo der Mensch hinkommt auf dem weiten Erdenrund, ergreift er Partei; für oder wider ist er allüberall; er nimmt eine ganz bestimmte, oft zum Extrem sich ausweitende Stellung den einzelnen Arten des Tierreiches gegenüber ein. Die entsprechend gegenteilige — korrelative — Erscheinung bleibt nach den ewigen Gesetzen von dem allseitigen (als Reaktion wirkenden) Austausch und Ausgleich aller Kraftagenzien — Hinneigung erzeugt Zutrauen, Hass gebiert Feindschaft — nicht aus: Die höher organisierten Tiere treten ihrerseits in ein bestimmtes Verhältnis zum Menschen, das, je nachdem, ob freundschaftlich oder feindselig, bis zur Unterwerfung und dienstwilligen Folgsamkeit in Haus und Hof oder bis zur ewigen Todfeindschaft und zum völligen Untergang führen kann. Löwe und Luchs sind aus Europa zurückgedrängt, Pferd und Esel zu Haussklaven geworden; wo der Biber sich in Deutschland nicht halten konnte, gedieh freudig die Wasserratte; das Ziesel ist aus dem westlichen Deutschland verschwunden, während die „Hausmaus“ und das Kaninchen durch die Kultur des Menschen erst die rechten Daseinsbedingungen fanden; von dem wilden Damhirsch finden wir in unserem Erdboden — so in Pommern, in Südbayern, in der Schweiz — nur noch fossile Knochen, wohingegen der noch stattlichere Rothirsch wie auch das zierliche Reh in annoch erfreulich starker Zahl in unseren

Wäldern hausen; die Biene ist fast zum „Haustier“ herangezüchtet worden, während die gleichfalls Honig eintragende, landwirtschaftlich sehr nützliche Hummel, die dazu noch in gezähmtem Zustande zu einer grösseren Arbeitsleistung befähigt wäre, wegen ihrer bedeutenderen Körpergrösse, nicht nur nicht gezüchtet wird, sondern oft genug — freilich ungerechterweise — Nachstellungen erfährt.

Alle Vögel haben bestimmt ausgeprägte Beziehungen zu der Gesamtheit der Menschen. Ihr Verhalten ist diesem gegenüber dreierlei Art: Entweder freundschaftlich oder aber geradezu feindlich — oder es ist fast gänzlich indifferent. Nicht jedoch sind in allen Ländern die gegenseitigen Beziehungen die gleichen; denn nicht allein nach Völkerrassen — wie Germanen und Romanen —, sondern auch nach Völkerschaften und Volksstämmen ist das Verhalten gegen die Tiere verschieden: Wie der Italiener die Katze liebt und zärtlich mit ihr umgeht, den Hund dagegen verabscheut, wie umgekehrt der Norddeutsche den Hund freundlich und die Katze notorisch schlecht behandelt, so baut der Mailänder und Römer dem Steinkäuzchen heimeliche Wohnlucken an seinem Hause, während der Flamländer wie der Steiermärker die Eule am Scheunentor annagelt. Selbst nach kleinen Länderstrichen ist das Verhalten den Vögeln gegenüber verschieden: Der Vogelsberger Bauer sieht es gern, wenn sein Junge das Nest des gemeinen Raben aushebt, während die Bewohner des Fuldathales oder die Rhönbauern den dortigen Raben entschieden Schutz angedeihen lassen, womöglich ängstlich darüber wachen, dass innerhalb ihrer Gemarkungsgrenzen — so weit also ihre Machtbefugnisse reichen — Rabengelege nicht weggenommen werden.¹⁾ Dementsprechend modifizieren sich die Beziehungen zwischen Mensch und Vogel in stärkeren und schwächeren Abstufungen korrelativ.

¹⁾ Immerhin spielt auch hier der Eigennutz des Menschen in etwas mit; die taubenzüchtenden Anwohner der rechten Fuldaseite halten nämlich so grosse Stücke auf den schwarzen Raben, weil er ihnen den „Stösser“ vom Taubenschlage vertreibt und fernhalte. Auf Grund solcher Argumentation bedrängte mich vor Jahren einmal der Besitzer vom Lanneshof bei Fulda mit einem derben Stock, als ich in seinem Wäldchen von einem Rabenhorste niederstieg; ein anderes Mal hielt an der Horaser Schlucht ein Bauernweib ihr Kuhgespann an und begann heftig zu schelten, als sie mich zu einem Rabennest klettern sah.

Die menschscheuesten aller Vögel sind wohl die Raubvögel. Sie sind in Allem, zumal in ihrer Nahrung, ganz und gar von dem Menschen unabhängig; und wenn sie sich schon einmal bei den Menschenwohnungen zu schaffen machen, so vergreifen sie sich an menschlichem Eigentum. Darum trat ihnen der Mensch von jeher mit bewaffneter Hand entgegen; er verjagte sie aus der Ortschaft, bekämpfte sie auf dem freien Felde und trieb sie in die Wälder zurück. Nur hier und an den unwirtbaren Küsten des Meeres, an den stillsten, abgelegenen Stellen, konnten und können sie mit Erfolg nisten. Die einen (Jagdfalke, Würgfalke, Wanderfalke, Steinfalkchen) bauen auf unzugänglichen Felsklippen, die anderen (Fischadler, Hühnerhabicht, Milan, Lerchenfalkchen) nisten auf den höchsten glattstämmigen, astlosen und darum unbesteiglichen Waldbäumen; der Sperber versteckt sein Nest in Tannen und Fichten oder im Stangengehölz, wo es recht dicht steht, die Weihen im Rohr, Schilf, Korn und hohen Grase. Alle genannten — sie sind die schnellsten Flieger und eben darum auch die gefährlichsten und gewandtesten Räuber — fliehen die Menschen am ehesten und schon von weitem. Junge tun es wie Alte: Die feindlichen Neigungen sind zum „Gattungsbewusstsein“ geworden, sie werden den Jungen angeboren oder, wenn man lieber will, durch die stets sich gleich bleibenden Verhältnisse anerzogen. Indes treibt das Sperberweibchen ja öfters und den Hühnerhabicht zuweilen die Raubgier in Dörfer und Weiler, aber von hier entfernen sie sich beide ebenso schnell wieder als sie gekommen. Bezeichnend ist es dagegen, dass trägere und weniger räuberische Gesellen wenig menschscheu sind; der Mäusebussard hält oft genug auf einem Pfahl in der Wiese aus, indes der Wanderer auf einem nahen Pfädchen vorbeigeht oder das ländliche Gefährt über die Strasse rollt. Michaelis z. B. näherte sich (im Winter) einem sich sonnenden Bussardmännchen bis auf 10 Schritt. Oft lauert unser Mauser ganz in der Nähe der Mühlen und Dorfgehöfte auf Mäuse — mit dem ihm eigenen Gleichmut. Der Hirte wie der Bauer haben immer seine nutzbringende Tätigkeit anerkannt und ihn in Arbeit und Geschäfte nicht gestört. Raufussbussard und Wespenbussard, die schon wieder schärfere Krallen, eine kühnere Gestalt, eine räuberischere Natur und grössere Gelüste haben, zeigen durch ihr weniger vertrauensvolles Verhalten, dass sie nicht immer so gut Freund mit dem Dörfler gewesen sind

wie *Buteo vulgaris*. Der Turmfalke, der, im Allgemeinen eine ziemlich harmlose Erscheinung, immer und allewege rüttelnd — und somit für Jedermann ersichtlich — nur auf die kleineren, langsameren Tiere des Feldes spähte und jagte, erfreute sich im Vergleich wenigstens zu den anderen *Raptatores* — insbesondere auch vonseiten der Jäger in den letzten Jahrhunderten — geringerer oder gar keiner Verfolgung; dahin wirkte auch, dass der Mensch ihn nie die gezähmten Vögel vom Hofe wegstehlen sah noch auch in seinem Horste, wenn einmal ein geübter Kletterer zu diesem stieg, etwas anderes fand, denn eine hübsche Auskleidung von Mäusewolle — — ganz im Gegensatz zu den Speiseüberresten an den Horsten und auf den Schlachtbänken der eigentlichen Raubritter.¹⁾ So hat denn auch der Turmfalke sein Verhältnis zum Menschen dementsprechend zutunlicher, vertrauensvoller gestaltet als die gleich guten Flieger. Er nistet in der Regel den menschlichen Wohnungen von allen Raubvögeln am nächsten, in Mitteldeutschland oft in kleinen isolierten Kiefernwäldchen, die als sog. „Feldwäldchen“ meist dicht vor den Dörfern und Städtchen stehen. Aus den Felsspalten hat er seinen Wohnsitz schon in früher Zeit auf Burgen und Burgruinen, Kirchtürme und Schlösser verlegt; in Deutschland geschah dies nicht vor dem

¹⁾ Ein naturwissenschaftliches Problem ist es, wie es kommt, dass der Turmfalke sowohl Offen- wie Höhlenbrüter ist, was kaum noch von einem anderen Vogel mit vollem Recht gesagt werden kann. Wenn der Turmfalke ursprünglich Höhlenbrüter war, so ist die Erklärung zulässig, dass er aus Mangel an Niststätten (wie vielleicht etwa im „Mainzer Tertiärbecken,“ wo sehr viele Turmfalken sind) zum Bewohnen eines offenen Nestes getrieben wurde. Man könnte auch geltend machen, dass, selbst wenn kein Mangel an Nistgelegenheit gewesen wäre in Anbetracht der zahlreichen Stadttürme, doch eine excentrische Verteilung der Jagdreviere notwendig gewesen wäre. Doch ist eben die Annahme, dass der Falke ursprünglich nur Höhlenbewohner war, wenig wahrscheinlich, da er ein schönes Nest zu bauen versteht, dessen Rand er im Übrigen gewöhnlich noch mit zwei, drei Birken- oder, wie ich im Fuldaer Land erfahren habe, mit frischen grünen Lärchenzweigen schmückt. Im „Mainzer Tertiärbecken,“ also in der Gegend von Mainz bis Bingen — wo ich übrigens schon am 10. April 1902 das erste Rüttelfalkenei fand, während die meisten ornith. Werke eine spätere Legezeit angeben (im „neuen Naumann“ fehlt die genaue Zeitangabe ganz) — sah ich meistens weder Lärchenzweiglein noch auch die Mäusewollauskleidung in den Nestern. Die Eier haben einfach eine schwach rotgelbliche Unterlage von Sanderde, wie sie sich in dieser Gegend findet, während in den Ecken da und dort ein wenig Mäuswolle verstaubt ist.

2. Jahrhundert, indem erst in dieser Zeit durch Verwandlung der niedrigen römischen Erd- bezw. Steinschanze in einen „burgus“ (Burg) eine relativ hohe Baulichkeit in deutschen Gauen erstand¹⁾; im romanischen Süden und im Orient hat der Falke Steinbauten von Menschenhand gewiss früher bezogen. Heute ist der Turmfalke ständiger Turmbewohner: Ich fand ihn gleicherweis heimisch auf Notre-Dame in Paris wie auf der Peterskirche in Rom, auf dem von gotischen Zacken starrenden Stephansdom in Wien wie in den Ruinen des ausgebrannten Königspalastes in Dänemarks Hauptstadt; stark von Turmfalken bewohnt sind (neben den Burgruinen der Vogesenwarten) das Münster in Strassburg, die Dome in Metz und Reims, während ich auf dem 98türmigen Mailänder Dom verhältnismässig wenig Turmfalken sah. Nach W. Ludwig bezieht er im Orient, wo alle Vögel zutraulicher sind, in Dörfern alte ausgehängte Bienen-, Weiden- und Harzkörbe zum Horsten gern. Der Turmfalke — der Waldvogel — ist so zum Turm- und Stadtvogel worden. — Wo freilich der Wanderfalke bei seinen hitzigen Jagdmanövern auf Haustauben, die vom Ackerfeld flüchtig dem städtischen Schlege zustreben, diesen Hals über Kopf nachsetzt und herausfühlt, dass das alles neutralisierende „Stadtleben“ sich völlig gleichgültig verhalte gegenüber den Räubereien der Ritter aus der Vogelwelt, da hat auch er, der scheue Taubenfalke, mitten im lärmenden Stadtgetriebe sich angesiedelt, so z. B. auf der Paulskirche in London.

Ein anderes Moment kommt hinzu, das, wenn auch nur in zweiter Linie, das scheue Wesen der *Raptatores* erklärlich macht. Die Ausrottung der Wälder — zu Philipps des Grossmütigen Zeit, auch noch im dreissigjährigen Kriege, stand z. B. halb Hessen bewaldet — und die Urbarmachung aller Wüsteneien hat den Raubvögeln die Nistgelegenheit genommen und ihre Zahl vermindert. Je seltener nun eine Vogelart wird — ganz abgesehen von den direkten Rückwirkungen einer intensiven Verfolgung auf die Vogelwelt —, um so scheuer wird sie auch; die einzelnen Tiere verlieren das Gemeinschafts- und dadurch auch das Sicherheitsgefühl. Auch aus diesem Grunde sind unsere seltenen Räuber, die sich sonst ja durchaus keiner nachhaltigen Feindschaft zu gewärtigen haben ausser der des Menschen, menschenscheuer. Der schmutzige Aasgeier, einer der gemeinsten und dreistesten

¹⁾ Der erste Steinturm am Main wurde laut Inschrift a. 178 errichtet.

Vögel Ägyptens, ist, wo er nördlicher einzeln vorkommt wie als Brutvogel am Mont Salève bei Genf in der Schweiz und als Irrling in Deutschland, scheu und vorsichtig. Die Steppenbussarde und Eleonorenfalken, die einen Abstecher ins deutsche Gebiet machen, sind hier mehr auf ihre Sicherheit bedacht als in der heimatlichen Steppe. Ganz anders geartet als die wenigen scheuen Rötelfalken, die sich bei uns angesiedelt haben, sind die der südöstlichen Länder. „Da sie als nützliche Heuschreckenvertilger von den Orientalen streng geschont werden, so sind sie teilweise Genossen des Menschen geworden und brüten nicht nur in den Minarets und unter den höheren Dächern grösserer Städte, wie dies z. B. in Athen, Philippopol, Tiflis u. a. der Fall ist, sondern selbst in den niedrigsten Lehmhütten der kleinsten Dörfer“ (Naum., V. S. 124). Oder wenn einmal einzelne Kornweihpaare auf dem Herbstzug in bergigere Gegenden kommen (wie etwa aus Norddeutschland nach dem Vogelsberg), sind sie lange nicht so sorglos, wie es wohl die ornithologischen Werke als Norm für die heimatlichen Gefilde anzuzeigen pflegen.

Ebenso scheu wie die Mehrzahl der Raubvögel sind die meisten Wat- und Schwimmvögel. Ganz natürlich! Immer ist der Mensch, solange er Hirt und Nomade war, auch Fischer gewesen; und darum war er von jeher den fischenden Vögeln, seinen oft erfolgreichen Konkurrenten am klaren Wasserbecken, gram — — soweit es wenigstens die Binnengewässer angeht. Die Meervögel — bei dem „unendlichen“ Meer kommt die Konkurrenzfrage nicht mehr in Betracht — sahen sich grösstenteils vom Menschen verfolgt, weil sie ihm zur Nahrung, ihre Federn ihm zum Lagerpolster dienten. Auch das Fleisch der Binnenwasservögel stand für die Küche des Höhlenmenschen schon wie des nomadenhaft umherziehenden Fischers in höherem Wert als wie für die moderne Küche. Beide nun, die Wat- wie die Schwimmvögel, sind grosse, zum Teil sehr grosse Tiere; dazu gehen die einen — die Reiher, Störche, Kraniche, Löffler, Flamingos — auf hohen Stelzen, die anderen — die Schwäne, Gänse, Enten, Säger, Taucher, Sturmvoegel, Möven — halten sich auf der glatten, ebenen, allerseits blickfreien Wasserfläche auf: So werden sie nicht allein leicht und von weitem gesehen, sondern bieten und boten auch — was zumal für den primitiven Wurfspieß-Schützen in der Stein- und Bronzezeit von grossem Vorteil war — eine grosse Zielfläche dar. Die Zeit witzigte sie alle —

— ebenso wie die Regenpfeifer, Strand-, Ufer-, und Wasserläufer, die auf dem kahlen, deckungsarmen Sand ebenfalls von der See- wie der Landseite aus grosser Entfernung gesehen werden; sie zwar haben weniger von den Menschen als von den Räubern der Lüfte zu fürchten. Die geringe Schutzfärbung, die ihnen teilweise gegeben ward, konnte ihnen nicht viel nützen, da sie fast immer durch ihr lebhaftes Umherrennen die Aufmerksamkeit zur Genüge auf sich ziehen.

Einer der scheuen Watvögel ist ganz mit dem Menschen vertraut geworden, der schwarz-weiss-rote Freund Adebar. Wie es gekommen, steht dahin; wahrscheinlich hat ihm die Religion, der Volksglaube, die altdeutsche Göttermythe, die ihn mit einem der höchsten Wesen in Verbindung brachte, Schutz und Sicherheit erwirkt. Dafür spricht die unserem deutschen Volke fast angeborene Verehrung, die Jung und Alt dem Hausstorch entgegenbringt, dafür die vielen Sagen und Märchen, die von Freund Langbein im Volke umgehen, dafür auch seine vielen altdeutschen, klangvollen Namen — Adebar, Heilebar, Ebinger, Honneter —, und das Interesse, das selbst die Druckerschwärze der Tageszeitungen an der Abreise und Ankunft unseres Lieblings nimmt.¹⁾ Was eventuell wieder für den heidnischen Kult der praktisch primär veranlassende Grund zur Übernahme eines Protektorats über den Watvogel war, ob seine schönen Farben, sein ostentatives, den Lenz verkündendes Ankommen im jungen Jahre (vergl. den Ostara-Kult!), ob sein still-sanftes Verhalten oder gar ein einzelner historischer Vorfall, ist nicht zu ermitteln. Die ansprechendste Hypothese (die ich finden kann) ist ohne Zweifel

¹⁾ Dies alles, trotzdem es jedem Vogelkenner, jedem Forstwirt und oft auch dem Landmann ein offenes Geheimnis ist, dass der wirtschaftliche Schaden des Storches seinen Nutzen bedeutend überwiegt, denn er nährt sich hauptsächlich von Nutztieren (jungen Hasen und Rebhühnern, zuweilen Fischen) und nützlichen Geschöpfen (Fröschen, Eidechsen, Maulwürfen, Spitzmäusen, grossen Laufkäfern, Blindschleichen, jungen Vögeln), weniger von schädlichen (Mäusen, Feldgrillen, Maikäfern, Heuschrecken, Würmern); nach den Untersuchungen des Herrn von Olfers stehen hierbei die nützlichen Vierfüssler zu den schädlichen im Verhältnis von 140 zu 10, die nützlichen Insekten zu den schädlichen im Verhältnis von 900 zu 300. Und doch schützt das Langbein die Popularität und sie muss es schützen. — Wie nützlich sich übrigens bei der grossen Mäuseplage im „Mainzer Tertiärbecken“ im Sommer 1902 die aus dem hessischen Ried (Starkenburger) scharenweise herübergeflogenen Störche erwiesen haben, habe ich in „Natur und Haus“ mitgeteilt.

die, dass der Storch nach den Anschauungen unserer Altvorderen, wie sie im Mittelalter gang und gäbe waren (und im Volke vielfach heute noch sind), „giftige Tiere“ — und zwar recht reichlich! — verzehrte, wobei weniger an Giftschlangen (Kreuzotter, Viper) zu denken ist, die er ja auch gelegentlich, aber höchst selten mitnimmt, als an Kröten, Molche und Salamander, die das Mittelalter entschieden für giftig hielt. Sie bilden seine Hauptnahrung im Sumpfgelände. Schwer zu ermitteln ist auch, wann und wo der Mensch zuerst mit dem „Storch, Storch, Steine“ gut Freund geworden ist. Soviel steht fest, das noch im 5. u. 6. Jahrhundert n. Chr., als ganz Germanien noch mit Wäldern und Sümpfen bedeckt war und nur hie und da die kleinen, niederen Hütten der Germanen auftraten, der deutsche Storch, sofern er überhaupt in den einzelnen Gauen vorhanden war, mit Weiden- und Pappelbäumen zur Anlage seines Nestes vorlieb nehmen musste.¹⁾

Von den Schwimmvögeln hat der Mensch die wilde Eidergans, die er zur Erlangung ihrer Nestdunen seit Jahrhunderten schonte, strichweise ganz an sich d. h. an Haus und Hof gewöhnt. In dem Bereiche der jütischen Halbinsel und auf Island baut unsere Tauchente den Küstenbewohnern direkt vor die Türen der Häuser. „Rund um das Wohnhaus, an der Gartenmauer, an den Dächern, selbst im Innern der Häuser und in der Kapelle sasssen Gänse auf ihren Nestern; die schon ein par Eier gelegt hatten, blieben ruhig sitzen, liessen sich sogar berühren und brauchten spielend höchstens den Schnabel, um die nahe Hand zu entfernen. Die Gänseriche schrieten, ähnlich den Tauben, „huhu“ oder „ao“ und waren weniger scheu, als unsere zahmen es sind“ (Mackenzie, „Reise nach Island“). Dieser Umstand sowie die auch von Naumann und Liebe beobachtete Tatsache, dass wilde Erpel und Enten sich dem Hausgeflügel anschliessen und mit ihm in den Haushof watscheln, um sich beim Erscheinen des Geflügelherrn eiligst wieder auf und davon zu machen, oder dass Saat- und Ackergänse mit den Hausgänsen gemeinschaftliche Sache machen, lässt es erklärlich finden, dass die Zähmung des watschelnden Hausgeflügels dem Menschen nicht allzu grosse

¹⁾ Eines gleichen Schutzes wie der Storch erfreut sich der heilige Ibis in Ägypten, weil er die Menschheit durch Verzehren der Krokodil-Eier von der schrecklichen Schuppenechsenplage befreit, was einst von grösster Bedeutung war, als die Eingeborenen ohne Schusswaffen den Schuppenechsen noch ohnmächtig gegenüberstanden.

Mühe gemacht hat. Es geschah dies zweifellos des Nutzens halber, nicht aus purer Freude, wie ein Dr. Hahn annimmt; es geschah zuerst im Orient. Die Gans ist das älteste Haustier; Babylon soll ihr Stammland sein. Die Ägypter betrieben die Gänsezucht sehr stark und opferten Gänse der Isis namentlich (Her. 2,45). Die Hausente scheint kurz vor dem Anfang unserer Zeitrechnung zuerst gezüchtet worden zu sein. Gänse und Enten kennt das Alte Testament nicht, sie fehlen auch heute noch dem wasserarmen Land Palästina. Von beiden benutzte man von jeher Eier, Federn und Fleisch; der Gebrauch des so wichtigen Gänsekieles zum Schreiben kam erst im frühen Mittelalter auf. Auch frühe schon ward von den findigen Chinesen der Kormoran zum Fischfang gezähmt.¹⁾

Man hat neuerdings von „Nistkästen für Säger“ gesprochen (siehe Christoleit's interessante Arbeit: „Gegensätze in der Vogelschutzfrage“, Nr. 1/2 der „Orn. Mon.“ 1900!); es wäre freilich nichts freudiger zu begrüßen als wenn der hochinteressante und hübsche Gänsesäger, teilweise ein Binnenländer, unseren Gewässern erhalten bliebe, zumal seit nunmehr tausend Jahren — in dem letzten Jahrhundert ganz bedeutend — die deutschen binnenländischen Wasservögel durch Trockenlegen der grossen Sümpfe, Trainieren der feuchten Wiesen, Ablassen der natürlichen Seen und zumal — seit etwa 10 Dezennien — durch das Eingehen der vielen Karpfen- und Forellenteiche erfahrungsgemäss zurückgedrängt und vertrieben werden. In der Tat ist es allgemein „bei den Karelen, welche die finnische Küste des bottnischen Meerbusens bewohnen, Gebrauch, für sie Nistkästen an den dem Wasser nahestehenden Bäumen aufzuhängen, um ihnen einen Teil der gelegten Eier abnehmen zu können. Diese Kästen haben eine Öffnung zum Aus- und Einschlüpfen des Vogels, auch eine besondere Klappe zum Wegnehmen der Eier und werden nicht nur vom grossen und mittleren Säger, sondern auch von manchen dort vorkommenden Entenarten sehr gern zum Nisten benutzt. Ein Gelege besteht aus 8, 10 bis 15 Eiern, und kann

¹⁾ Auch die wilden Brandenten sind auf der Insel Sylt gewissermassen Hausvögel. Man baut ihnen eigene Erdburgen, die sehr gern bezogen werden; jeder Sylter hatte früher solche Entenbaue, aus denen er eine bestimmte Anzahl Eier nahm (10—15 Stück), um die zuletzt gelegten der Ente zum Brüten zu lassen. Viele der rentabeln Baue sind eingegangen.

durch planmässiges Wegnehmen auf 30 bis 40 Stück gesteigert werden“ (Friderich, Naturg. etc.). Was der menschliche Eigennutz bei dem ungemein scheuen und vorsichtigen Vogel in den Finnmarken vermochte, sollte bei uns Deutschen ein ideales Moment, die Liebe zur Vogelwelt, bewirken können — — und wir möchten uns den schönen Säger vielleicht an Nistkästen gewöhnen wie die Blaurake, den Spyr oder Wiedehopf.

Wo freilich das Wasser- und Felsengeflügel den Menschen — für manche Tiere allerdings der „schrecklichste der Schrecken,“ wenn er in seinem Eigennutz handelt! — nicht kennt, da nimmt es ihn, wenn er einmal in die unbekanntenen Jagdgründe kommt, wie jeden der übrigen Zwei- oder Vierfüssler: So die Alken und Lummen auf dem nordischen Steingeklipp, die es für genügend erachten, dem *homo sapiens*, der seinen Kopf vor ihre Felslucke steckt, eine Ladung des übelriechenden Mageninhalts ins Gesicht zu strudeln, so die Riesensturmvögel im südlichen Meer, die man mit dem Fusse vom Nest schieben kann, ohne dass sie etwas anderes täten als unwillig grunzen, so auch die Vögel auf den Galapagos-Inseln, die nach Darwin's Bericht keinen Unterschied machen zwischen Mensch und Schildkröte.

Ganz anders als Schwimm- und Watvögel verhalten sich die eigentlichen Sumpfvögel. Sie kennen zwar auch ihren Erzfeind, den Menschen; aber sie fliehen ihn nicht von weiten: Sie verstecken sich im Schilf, im Röhricht und Binsenwald, im hohen Gras und Sumpfgesträuch (Wasserhühner, Rallen, Rohrdommeln u. s. w.) oder drücken sich, schutzgefärbt, an den Boden (Schnepfen u. s. w.). Ein hartes helles „trix“ — oder wenigstens ein ähnliches Klangbild, zusammengesetzt aus dem hellen Vokal i und einem r- oder x-Laut — und ein unbestimmbares Rascheln ist oft das einzige, was man aus einem Schilffeld auflauten hört, wenn man längere Zeit ruhig dabei steht. Wo die Wasserhühner geschont werden, bringen auch sie es bis zu einem gewissen Grad der Vertraulichkeit gegenüber dem Menschen; das grünfüssige Teichhuhn liess sich auf einem Wässerchen bei Friedberg in der Wetterau von mir ziemlich nahe beobachten, das schwarze Wasserhuhn bei der Insel Mainau im Bodensee auf nur 10 Schritt Entfernung. — Die Bekassinen, viel mehr aber noch die Waldschnepfen, sind in ganz Deutschland in ihrem Verbreitungsgebiet nicht allein zurückgedrängt, sondern auch an Zahl erheblich vermindert worden; in vielen Gegenden sind die Wald-

schneepfen wegen der leidenschaftlich auf sie ausgeführten Jagd ganz selten geworden. Mit der Eindämmung der sumpfigen Landstrecken und auf Grund des Massen-Eierraubs im Frühling geht auch der Kiebitz bedauerlicher Weise immer mehr ein; auch darum, weil er auf den Samen gewisser Sumpfgräser angewiesen ist.

Der Fischreiher hatte einst die ganz gleiche Existenzberechtigung wie alle übrigen Wat-, wie die Schwimm- und Sumpfvögel; heute ist in jedem naturwissenschaftlichen Werk seine Verfolgung aufs Entschiedenste angeraten, was in praxi oft leider allzu nachdrücklich befolgt wird. Gerade in unserer Zeit rottet man unbedenklich ganze Reiherbestände aus (vergl. die Geschichte der Reiherkolonie Juliana bei Hamburg, „Orn. Mon.“ 1901!), obwohl der Vogel schon in vielen deutschen Landstrichen — so am Untermain, im Vogelsberg, am Oberrhein, im Mainzer Tertiärbecken — durchaus eine *rara avis* geworden ist. Der Reiher war einst sehr viel häufiger als heute, da ihn die Waldherrschaft, die Fürsten, weil er zum „Federspiel“ gehörte, nicht verfolgen liessen. Das herrliche Baizvergnügen und die kostbaren Genickfedern waren sein Empfehlungspatent — — — sie sind vergangen, die schönen Tage von Aranjuez!

Die Vögel der Nacht verhalten sich dem Menschen gegenüber, den sie zumeist nicht kennen, völlig indifferent. Sei es Leichenvogel oder Waldkauz: Die Eule, durch einen Rutenschlag an den Nistbaum aufgeschreckt, eilt von den Eiern zu dem Ausschluß der Höhle, steckt den Kopf und den halben Körper heraus, um Umschau zu halten, und sieht sich das unter ihr stehende Menschenkind mit dem deutlichen Ausdruck des Ungewissen, der Unentschiedenheit, des Mangels an Abschätzungsurteil an; interessant und sehr charakteristisch ist, was in dieser Hinsicht Dr. Helm vom Rauhfusskauz mitteilt: Der Kauz „sah zu uns herab und folgte allen unseren Bewegungen mit der grössten Aufmerksamkeit, indem er den Kopf nach Notwendigkeit drehte, wendete, hervorstreckte, und als die Eule gegriffen werden sollte, knappte sie mit dem Schnabel, biss wohl auch knappend ein- oder einigemal in die sich ihr nähernde Hand, zog sich aber, falls ich ihr energischer auf den Leib rückte, in die Höhle zurück.“ — Die ländliche Kultur bedingte im Allgemeinen sicherlich eine Zunahme der Eulen, da das Anlegen von Feldern mit Saat- und Ackerfrucht die Zu- und Überhandnahme der Mäuse,

der Nahrung der Eulen, bedingte, wodurch — unter anderen Begünstigungen für die einzelne Eulenfamilie: wie dem schnellen und sicheren Aufziehen der Jungen und dergl. — das je von dem Einzelindividuum oder Pärchen beanspruchte Beuterevier kleiner und dadurch die Zahl eben dieser Reviere grösser wurde, wie es sich ja bei jeder, auch nur lokalen Nahrungssteigerung beobachten lässt;¹⁾ andererseits hat die Agrikultur mit dem Verdrängen des Waldes und der einzel stehenden Feldbäume eine starke Verminderung der an und für sich schon nicht grossen Zahl von geeigneten Nistbäumen für die meisten Eulen (Waldkauz, Steinkauz, Raufusskauz, Sperlingseule, Waldohreule, Uhu) allmählich zu Wege gebracht — wofür das Anlegen von Obstplantagen ja einigen Ersatz geschaffen hat — und die forstliche Kultur hat mit dem Ausroden der hohlen Bäume vollends den Waldeulen die Nistgelegenheit genommen: Dies bewirkte also seinerseits wieder eine Abnahme der Nachtraubvögel. Ähnliches gilt von der Sumpfhohleule, die im sumpfigen Marschland nistet. Eine Eule, die Schleiereule, hat förmlich einen Pakt mit dem Menschen geschlossen, indem sie nur noch in Menschenwohnungen nistet — — ohne freilich je die Sachlage (bei der dem Nachtvogel mangelnden „Einsicht“) näher kennen zu lernen. Sie, die einst auf die Felsspalten unserer wenigen Steinwände häuslich angewiesen war, hat sich durch die menschliche Kultur entschieden gemehrt; und eben mit jenem längst rechtsgültigen „Pakt“ hat die Schleiereule auch wieder, gewissermassen zum Ersatz, das spezifisch mit einem solchen Pakt verbundene Nachteilige übernommen, indem ihre Art wie alle „hausgezähmten“ Tiere (z. B. Mäuse, Ratten, Frettchen, Tauben, Hunde etc.) fast von allen Vogelarten die meisten Albinos aufweist;²⁾ in den

1) Die Einwirkung der Fülle oder des Mangels der Nahrung auf die Verbreitung, Zu- oder Abnahme einer Vogelart, wird oft nicht genügend beachtet.

2) „Tiere in der Domestikation variieren mehr als solche im Naturzustande, und dies ist augenscheinlich von der mannigfaltigen und wechselnden Beschaffenheit der Lebensbedingungen, denen sie unterworfen, abhängig“ (Darwin). Insbesondere können in der Domestikation Regen und Kälte, raue Luft und Sonnenbrand nicht mehr recht wirken; Leucismus oder schlechthin das Vortreten einer helleren Farbe an Stelle einer dunkleren erscheint also als eine Art Verzärtelung, wie ganz analog beim Menschen, der es jedoch von seinem Standpunkt aus — also für sich — als das charakteristische Stück einer höheren Kulturstufe bezeichnen muss.

Dörfern des Vogelsbergs wenigstens kann man relativ sehr häufig ganz weisse Schleiereulen sehen. In den Giebelspitzen der Scheuern Hessens befindet sich ebenso wie in denen Holsteins (Lenz) eine Öffnung, nach alter Gewohnheit für die Schleiereulen freigelassen. Lenz empfiehlt — und er hat es auch mit Erfolg praktisch durchgeführt — den Eulen eigene Nisteinrichtungen in den Giebeln der Land- und Stadtgebäude herzustellen. Auch der Steinkauz nistet teilweise in Häuser, Kirchen und Türmen; in Rom, wo er sehr häufig ist, sah ich an Augustabenden im Sommer 1902 oft noch vor Eintritt der Dämmerung von der *via sacra* aus, der alten Strasse, die über das Forum Romanum, den einstigen Markt- und Versammlungsplatz Alt-Roms, führt, wie aus zwei nahe bei einander stehenden Löchern an der von Bautrümmern umsäeten Wand des Palatin (welche einst die Rückseite der angebauten Häuser bildete und zum Zwecke des Einschlebens der Hausbalkenenden mit Löchern versehen worden, welche letztere schliesslich mit Blei ganz ausgefüllt worden waren) je ein Steinkauz herauskam und, nachdem er sich da und dort auf eine Rebenstange am Rande des Palatinhügels gesetzt hatte, wieder mit Futter für die Jungen zuflog. Um immer Steinkäuzchen zum Vogelfang „mit dem Wichtel“ zur Hand zu haben, sorgen die Italiener für „gute, dunkle Brutplätze unter den Dächern und für bequeme Eingänge dazu;“ aus den Nestern werden soviel Junge, als man braucht, herausgenommen und aufgezogen. Die Sperbereule, horstet auf Bäumen wie am blossen Boden, und es ist wahrscheinlich, dass alle Eulen ursprünglich auf einer festen Erdunterlage genistet haben; von Felspalten zu Baumhöhlen ist kein weiter Schritt; die Waldohreule — einige Waldohreulen beziehen mitunter auch freilich noch Baumhöhlen — fand schliesslich Gefallen an alten vorjährigen Raben-, und Raubvogel-, Willtauben- und Eichhörnchenestern, und sie musste dies bei der starken Vermehrung ihrer Art (wegen Mangel an Nistgelegenheit) sowie bei dem Ausschwärmen nach ebenen Gegenden (wo Felsspalten und Mauerlucken fehlen): Noch aber versteht keine Eule, soviel man weiss, sich ein eigenes Nest zu bauen. Es spricht gleichfalls für die Annahme, alle Eulenarten möchten durchgängig in früheren Zeitperioden in Steinhöhlen, Felsenlucken etc. gebrütet haben, die Tatsache, dass alle Eulen, auch die Freinister unter ihnen (wozu ausser Sperber- und Waldohreule die Sumpfohreule, die

Schneeeule, manchmal auch Uhu und Lapplandskauz zählen), noch ganz die charakteristisch weissen Eier der Höhlenbrüter haben.¹⁾

Auch die Nachtschwalbe steht dem Menschen völlig indifferent gegenüber. Sie bekundet wie die Eulen — in Freiheit und Gefangenschaft — ihre geistige Beschränkung. Die Nachtvögel sind Wesen, denen z. B. die in Staunen setzende Pffiffigkeit der Sperlinge, die Vorsicht der Krähen oder das Überschauen der Sachlage, wie es den geflügelten Tagräubern und meisten anderen Vögeln eigen ist, abgeht — — und möglicher- bzw. wahrscheinlicherweise gerade deswegen, weil den Nachträubern der unmittelbare Umgang mit dem Menschen, dem Herrn der Erde, dann allerdings auch mit den mehr oder weniger feindlichen Lebewesen des Tages, nicht beschieden ist. Gerade der Umgang mit dem Menschen witzigt; das zeigen uns am deutlichsten die nordischen Seidenschwänze und Tannenhäher, wenn sie im Winter zu uns kommen: Anfangs dem Menschen gegenüber fast täppisch unvorsichtig, werden sie bald, wenn sie einige Zeit bei uns sind, aufmerksamer, bedächtiger, vorsichtiger, überhaupt „schlauer.“ — Wenn die Griechen der Göttin Athene eine Eule als Symbol gaben, so geschah es gewiss nicht, um Athene damit als die Göttin der Weisheit zu bezeichnen, wie es die Philologen mitunter auslegen und zum Exempel auch die Carsted'schen Verse besagen:

„So kommt's, dass die Eule gilt
Heut noch als der Weisheit Bild.“

Denn wenn auch die Alten im Allgemeinen schlechte Beobachter waren — N.B. immer noch bessere als unsere mittelalterlichen Gelehrten —, so konnte ihnen doch der Mangel an Geistesfähigkeiten bei den Eulen nicht entgangen sein. Hingegen wollte der Grieche mit dem Sinnbild der Eule, wie es auch das für Athene von Homer geprägte Beiwort *γλαυκῶπις* — eulenäugig — besagt, die Identität der Augen der Athene mit denen der Eule ans Licht treten lassen. Grosse, reine, glänzende Augen galten von jeher bei den Indo-Germanen als etwas Schönes und zugleich Tief-sinniges; solche grosse, glänzende Augen hat die Eule (und selbst der Federkranz um die Augen kann bei manchen Eulenarten schön

¹⁾ Die gleiche Beobachtung lässt sich bei den Tauben bezüglich ihrer gemeinsamen Abstammung von der Felsen- oder einer anderen höhlenbrütenden Taube machen: Alle Tauben haben einerseits nur sehr oberflächliche, durchsichtige und schlecht haltbare Nester zu bauen gelernt und zum Andern legen sie alle nur weisse Eier, die Eier der Höhlenbrüter.

gefunden werden); dies — das Schöne, Sinnige, Tiefernste — und dazu noch der helle, leuchtende, durchdringende Blick Pallas Athenens, der „ernsten und lebenserfahrenen Göttin,“ sollte durch das begleitende Bild oder Beiwort zum Ausdruck gebracht werden.

Die Raben spielen dem Menschen gegenüber allezeit, ausser wenn sie die Not des Winters zu anderem Verhalten veranlasst, die Rolle des Vorsichtigen. Sie lassen den Menschen nicht in ihre Nähe kommen — sie haben auch freilich schon zu oft nicht nur selbst am eigenen Fleische Nachstellungen erfahren müssen, sondern auch das listige Tun des Menschen überhaupt mit verständigen Augen beobachtet und verfolgt. Am wenigsten miss-trauisch sind in der Regel die Nebelrab en, wie wir, trotz der anders lautenden Angabe Naumanns, oft genug in Mitteldeutschland ausgeprobt haben. Wie sehr indes dem Einzelindividuum die logische Berechnung mangelt, wo nicht der Instinkt — hier gewissermassen als „Fühlen der Art,“ als „Gattungsgedächtnis,“ als ein Resultat der langjährigen Erfahrung vieler Generationen zu nehmen! — für es denkt, zeigt der Umstand, dass immer wieder die „klugen Raben“ — ob ganz dieselben oder andere, ist nicht auszumachen — auf dieselben niedrigen Bäume in derselben Feld-gemarkung, wenn diese nur ein wenig abgelegen und für gewöhnlich menschenleer ist, bauen, wo doch die Nester immer und immer wieder von der eiterräuberischen Dorfjugend ausgehoben werden. Und wo die Raben in einem Hochwald (Kiefernwald) auf die stärksten, unersteiglichsten Kiefern bauen, da ist der Beweggrund m. E. das natürliche Gefühl einer grösseren Sicherheit, welches ebenso selbst-verständlich ist wie die — von mir oft genug erprobte — Tatsache, dass der nicht an den Baum und seine Höhe gewöhnte Mensch, wenn er hinaufklettert, um so ängstlicher wird, je höher er kommt. Die weite Entfernung der Dinge da drunten, die Höhe über dem Boden, die ganz ungewohnte Lage und Ordnung aller körperlichen Gegenstände, das gänzlich anders geformte Bild aller Erdräumlichkeiten, welche der Blick mit dem Sehen zugleich auch abmisst, sind Grund und Erklärung der grösseren Ängstlichkeit bezw. Sicherheit, nicht aber ein klüglich berechnender Gedankenvorgang.¹⁾ — Der Kolk rabe ist der menschenscheueste Krähenvogel; warum,

¹⁾ Für den Mangel einer gewissen Nachrechnungsfähigkeit auch bei den „klugen“ Meisen spricht die Tatsache, dass man eine Meise mehrmals hintereinander an einem Morgen in demselben Meisenkasten fangen kann; Friderich hat es zur Genüge erprobt.

würde am ehesten einleuchten, wenn man eine Tabelle anfertigen wollte, auf welcher die wenigen Orte in Deutschland, wo er noch nicht ausgerottet ist, verzeichnet wären. Und doch war er einst so häufig und so bekannt, dass ihn der Germane dem Allvater Wuotan zum Symbol gab. Aus diesem Grunde mag er einst auch einen gewissen Schutz genossen haben, den ihm freilich die jüngste Kultur leider nicht mehr in ausgiebigem Masse geben kann: Sein Appetit ist zu gross.

Der grosse Würger — weniger die kleineren — galt dem Menschen, wie schon sein Name besagt, als rechtes Abbild eines Würgengels. Es wirkte, um diesen Eindruck hervorzurufen: Das heimliche Lauern auf Busch- und Baumspitzen, der Räuberblick, das schnelle Abschwenken auf die andere Strauchseite beim Nahen des Menschen und ganz besonders die Gewohnheit, auf spitzigen Gegenständen die Beute aufzuspiessen, bei deren Vorfinden sich das anschauende menschliche Subjekt der Gedanken an Grausamkeit, zumal wenn die angespiessene Beute vielleicht noch lange zappeln und leben sollte, nicht erwehren kann.¹⁾ Da aber

¹⁾ An und für sich kann man natürlich von den Würgern de facto nicht sagen, dass sie grausam wären in des Wortes wahrer Bedeutung — ebensowenig, wie man die mit der verwundeten Maus spielende Katze grausam, die lauernde Schlange hinterlistig, den Adler stolz, den Milan feige, den Baumfalken edel, die Taube gutherzig nennen kann. Auch Liebe spricht unverständiger Weise von „niederträchtigen“ Habichten. Der Bussard ist z. B. in seiner Art ebenso edel bezw. unedel wie der Wanderfalk (in Wirklichkeit sind sie beide weder edel noch unedel); auch die angebliche Grossmut des Löwen ist, wenn nicht überhaupt Dichtung und Fabel (falsa fictio!), doch keine rechte Grossmut. Denn die Tiere haben keinen Charakter; was sie tun, tun sie aus angeborener Neigung, aus natürlichem Trieb und es fehlt ihnen jede geistige Fähigkeit, ihr Handeln bewusst zu überschauen, zu werten, es moralisch zu beurteilen, ethisch abzuschätzen, es willenskräftig zu bestimmen und zu regeln. Dies aber erst — das Vermögen, mit Bewusstsein gut oder schlecht, zu Recht oder zu Unrecht, schön oder hässlich, tapfer und weise oder feig, dumm, roh zu handeln — macht einen Charakter; eine nicht bewusst ausgeführte Tat ist, nach der moralischen Seite abgeschätzt, keine Tat. — Bei vielen rein verstandesmässigen Vorgängen ist es ganz ebenso: Der tölpisch zutrauliche Seidenschwanz aus dem hohen Norden ist weder „dumm“ noch der an den Eiersammler sich herandrängende Pinguin im Südpolarlande „dreist.“ Sie sind beide unerfahren. — Die sog. Grausamkeit der Würger erklärt sich übrigens wohl rein mechanisch aus der Gewölbildung. Es wird kein neuer Bissen aufgenommen, bevor ein fälliges Gewöll ausgespien ist; darum wird die Beute einstweilen aufgespiess.

die Würger dem Menschen direkt keinen Schaden zufügen und sie im Allgemeinen ihr Nest versteckt — und überdies noch für Mensch und Tier meist schwer zugänglich — anbringen, sind sie kaum einer besonderen Verfolgung ausgesetzt. Ja vielfach können sich Würger in vogelreichen Gartenanlagen ansiedeln. Und freilich ist der kleine Grauwürger, der nützliche Heuschreckenvertilger, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gewertet, ein keineswegs anders gearteter Vogel als etwa eine insektenvernichtende Grasmücke oder Nachtigall. Auch das Misstrauensvotum, das Naumann — er zuerst und nach ihm mehr denn ein anderer — dem rot-rückigen Würger gegeben hat, scheint mir zu einseitig.

Die Tauben haben sich wie alle Waldvögel je und je wenig um den Menschen gekümmert. Aus freien Stücken haben sie sich jedenfalls nie in seiner Nähe angesiedelt. Allen unsern heutigen deutschen Wildtauben ist das Prinzip des Fliehens gleicherweise angeboren, dem Turtelchen wie der Holz- und Hohltaube. Die Feldtauben, die auf unseren Kirchtürmen so vielfach wild hausen, sind nur Abkömmlinge unserer Haustauben; auch bei ihnen ist also durchaus wieder eine *reversio*, ein rückfälliges Entfremden aus dem Altgewohnten, zu konstatieren, wo man doch ein Bleiben und Verharren erwartet hätte. Ausnahmen bestätigen freilich die Regel: Die Turteltaube, die charakteristische „Rhein-taube“, ist im Mainzer Tertiärbecken viel weniger scheu und lässt dort z. B., auf einem Obstbaum am Strassenweg baumend, den Wandersmann ruhig vorübergehen: wer im Sommer in Paris auf einer Bank im weiten äusseren Louvrehof, am Konkordienplatz oder in den Champs Elysées sitzt, kann die Ringeltaube um seine Füße spielen oder über sich in den Zweigen der niedrigen Bäume bauen sehen. Diese Zutunlichkeit, die sich in den Dörfern des ganzen nordwestlichen Frankreich (Stromgebiet Nord-Est) und ebenso auch im deutschen Friesland (Nordseebad Emden) sehr bemerklich macht — wie sie auch besonders einnehmend von den freilebenden Kirchentauben Norditaliens, die sich jedem Futter streuenden Fremden auf Kopf und Schultern setzen, an den Tag gelegt wird —, berechtigt zu dem Schluss, dass das mehr oder minder gewaltsame Zähmen der südlichen Felsentaube (*Columba livia*) dem primitiven Menschen nicht allzu schwer fiel; denn trotz aller — nicht ursprünglichen, sondern unzweifelhaft im Gange der Naturentwicklung später erst ange-lernten — Scheuheit haben die Tauben ein sehr biegsames

Naturrell, wie es auch die scheue Hohltaube, die gleich ihren Familiengenossinnen vom Menschen leider in ihrer Zahl stark beschränkt worden ist, bewiesen hat, indem sie sich allerjüngst in ganz kurzer Zeit an die für sie ausgehängten Nistkästen gewöhnte. Die da und dort gezähmt gehaltenen Lach- und Turteltauben können eigentlich nicht als Haustiere gelten; denn das Typische eines „Haustieres“ und die allererste Erfordernis ist, dass es sich ohne jegliches Zutun der Menschen durch Generationen hin wie in der Freiheit fortpflanzt und zwar so, dass jeweils der Artbestand gesichert ist. Die Haustaubenzucht reicht bis in die graueste Vorzeit zurück, wurde auch, wie sich aus assyrischen Wandgemälden, aus der Bibel, aus griechischen und römischen Schriftstellern ergibt, gleich der Hühnerzucht schon im frühen Altertum unter den verschiedensten Himmelsstrichen getrieben. Die sinnigen Volksmythen der Juden und Orientalen verlegen andeutungsweise die „Hauszähmung“ der Tauben in die Zeit Noahs (1. Mos. 8, 8—12), also in die Anfangszeit des heutigen Menschengeschlechts. Jesaja, der Prophet, nennt (C. 60, 8) vergitterte Taubenschläge und Herodes der Grosse hatte in seinen Gartenanlagen in Jerusalem eigene Taubentürme; es waren dies runde Unterbaue mit kegelförmigen Aufsätzen von dickwandigen Töpfen, die in Lehm gebettet und mit der Öffnung nach innen gekehrt waren, sodass also zunächst die Tauben von oben in den Innenraum der Türme und alsdann in die Töpfe zu ihren Nestern gelangten. Als die Syrer Samaria belagerten, stieg die Hungersnot in der Stadt so hoch, dass „ein Viertel Kap Taubenmist fünf Silberlinge galt“ (2 Kön. 6, 25); der Taubenmist wurde nämlich als Würze für die Nahrungsmittel an Stelle des mangelnden Salzes gebraucht und darum so teuer verkauft. Die in Palästina so häufige Turteltaube wurde (wie die Haustaube) von den ärmeren Juden Jehovah geopfert, während die Nachbarvölker, Assyrer und Syrer, die Tauben wegen ihres rel. sanften Wesens¹⁾ und ihrer äusserlich zarten Erscheinung als heilige,

¹⁾ In der Freiheit macht die Taube in der Tat ganz den Eindruck eines überaus sanften Wesens (wobei man, wenn man dies schlechthin so sagt, dem allgemeinen Sprachgebrauch folgt, dem man natürlich weitaus in den meisten Fällen folgen muss, doch aber dabei weiss, was man in Wahrheit von der Sache an sich zu halten hat) und Christi Worte von der Sanftmut der Tauben sind darum ganz berechtigt. Im Schlag natürlich, wo viele Pärchen beisammen sind, geht es nicht immer so geschwisterlich zart und fein her; aber das ist kein Grund, die Taube als nicht „sanftmütig“ hinzustellen.

der Göttin Astarte geweihte Vögel ansahen und darum weder schlachteten noch opferten. In der nachchristlichen Zeit war es für die Verbreitung der Haustauben wichtig, dass es in Klöstern Sitte wurde, Tauben als Sinnbilder des heiligen Geistes zu halten (San Marko in Venedig etc.).

Auch die Waldhühner, denen der Mensch wegen ihres köstlichen Fleisches noch mehr nachstellte als den Tauben, da das jeweilige Beutestück um so viel grösser und stärker war, haben sich dauernd von den menschlichen Wohnstätten abgewandt. Das Blei aus der Jägerbüchse und in früherer Zeit der Pfeil von der Bogensehne haben sie vergrämt; auch hier liess wieder die bedeutendere Grösse der Vögel den Fang leichter und die Tiere vorsichtiger werden. Auer- und Birkwild und das fast noch seltenere Haselhuhn halten sich im dichtesten Wald, Schnee-, Stein-, Rot- und Felsenhuhn auf den unwirtlichsten Gebirgsklippen, das Moorhuhn in unzugänglichen Moorgründen, Sandflug- und Steppenhuhn in den ödesten Sandsteppen auf. Dass weniger die Angriffe der Raubvögel und der raubenden Vierfüssler die Tiere scheu und ängstlich machten als die Nachstellungen der Menschen, beweist das von Raubtieren noch viel mehr — unzweifelhaft am meisten — verfolgte, trotzdem wenig scheue und dem Menschen gegenüber eher zutunliche Rephuhn; vor dem Menschen schützt dieses ja (den grössten Teil des Jahres über) des Jägers starke Hand. Ohne diesen Schutz würde es sicher ebenso selten sein wie die Waldhühner, denn der Bauer muss alles haben, „was da kreucht und fleucht,“ aus welchem Grunde es z. B. auch eine Unmöglichkeit wäre, Fasanen in einer nicht bewachten Gegend einzuführen.¹⁾ Bei dem Rephuhn darf freilich auch, wenn es gilt,

¹⁾ Man kann die Frage stellen: Passt der Fasan zu unserer Natur? Ja und nein! Der Ruf der Fasanen macht sich äusserst hässlich im geschlossenen, harmonischen All unserer Natur bemerkbar, und man hat immer, wenn man ihn — beim forschenden Gang durch den jungen, grünen Laubschlag oder das grausilberne Weidengehege am langsam gehenden Flusse — erschallen hört, sofort den Eindruck, als gehöre dieses raube, fremd-groteske Klangbild nimmer hinein in den deutschen Wald und die deutschen Weiden, nimmer zur rauhen Ackerscholle und zum sanft farbigen Blumenanger; andererseits verschönt die herrliche Farbenzier des Fasanhahns das farbige Bild unserer Naturwelt, belebt auch die zierliche Erscheinung des Huhns, wenn es mit gehobenem Kopfe und schief herausstehendem Schwanz trippelnd durch das volle Kleefeld zieht oder geduckt am Waldrand steht und auslugt, sine dubio das Gesamtbild unserer Natur

seine spezifischen Neigungen ins wahre Licht zu stellen, nicht ausser Acht gelassen werden, dass es zufolge seiner Arteigentümlichkeiten auf die offenen Felder und somit indirekt in etwas auf den Menschen angewiesen ist. Unzweifelhaft waren einst im waldigen Deutschland die Waldhühner häufiger, die Feldhühner seltener; jene haben seitdem beständig ab, diese beständig zugenommen¹⁾. Dass die Waldhühner an vielen Orten noch nicht ausgestorben sind, verdanken wir den adeligen Grundherrschaften, wie z. B. im Vogelsberg den Freiherrn Riedesel, den Grafen von Schlitz u. s. w.; wären diese nicht gewesen, so wären auch jetzt nicht mehr (wie in Frankreich) die Auer-, (Birk-) und Haselhähne; und es war nicht nur in den vergangenen Zeiten, sondern ist auch jetzt noch eine schöne und hohe Pflicht der konservativen Adelsherren, den (auch aus utilitaristischen Rücksichten) arg Bedrängten und Verfolgten der (Wasser- und) Waldtiere — auch z. B. den Falken, dem Kolkraben, dem Reiher, der Wasseramsel und dem Wasserspecht — Deckung und Schonung in ihren ausgedehnten Forsten zu geben; ein grosser Herr kann ja im Kleinen ein Nachsehen haben.

Unbestritten ist, dass das wilde Bankivahuhn das Stammtier unserer jetzigen Haushühner ist, dass schon 2000 Jahre v. Chr. das Huhn als gezähmt in Indien und Babylonien vorkommt,

gar sehr. Wenn aber in sozial-biologischer Hinsicht der Fasan garnicht zu unserer Naturwelt passte, würde sie ihn, wo es auch sei in deutschen Landen, auf die Dauer unter keinen Umständen dulden (was eigentlich nur von dem weissen, ganz auffallend hell gefärbten Männchen des Silberfasans — das Weibchen ist ja schutzgefärbt — gesagt werden kann). Und wenn man es recht überlegt: Der Girlitz, der Zaunammer, der Ortolan, die Steinmerle sind ja auch eingewanderte, allerdings a priori besser angepasste Formen. Wenn freilich die versuchte Einbürgerungen von chinesischen Nachtigallen nicht gelingt, so ist dies eher ein Segen denn ein Unglück!

¹⁾ Ich übernehme (nach dem Vorgang Anderer) die Schreibweise „Rephuhn,“ leite aber das Wort nicht wie Altum von dem Ruf (der Hahn ruft ja garnicht „rep!“), sondern von dem Reps, der Feldfrucht, ab. Unsere Vorfahren, allesamt Bauern, haben nicht allein das Huhn nach ihrem Reps oder Raps (den es besonders gern frisst, sich darum auch in ihm zur Zeit der Ernte und auch vorher schon von dem Zeitpunkt an, wo der Raps gross wird und die beste Deckung gewährt, aufhält) genannt, sondern selbst Dörfer und Weiler (Rebghain im Vogelsberg, Repsholt in Friesland, Reps im deutschen Siebenbürgen). Die liebe alte Lesart „Rebhuhn“ ist nicht gut haltbar. Vergleiche auch „Hasel“-huhn, „Birk“-huhn!

dass es dann durch die Phönizier, Perser, den Macedonier Alexander und die Römer nach Westen und zu uns gebracht wurde; ebenso zweifellos dürfte es nach den Untersuchungen der Archäologen sein, dass lange vor dieser Zeit ein eingebornes europäisches Haushuhn, gezüchtet von einer der europäischen Gallus-Arten, von dem Menschen der Mammut-Periode der Quarternär-Zeit in Belgien und Frankreich in zwei Varietäten gehalten wurde, dass diese aber, wie vielleicht auch das einheimische wilde Tier, von dem sie abstammten, schon wieder ausgestorben waren, als das östliche Huhn eingeführt wurde. Der Hahn, der Verkünder des morgenhellen Sonnenlichtes, stand im Orient in dem guten Ruf, böse Geister und Dämonen zu vertreiben. Obwohl das Gesetz den Juden verbot, Hühner in Jerusalem zu halten, damit diese nichts Unreines ausscharften, tritt doch der Hahn bei Christi Verleugnung durch Petrus auf, was beweist, dass die Juden schon damals das Gesetz ad libidinem zu übertreten verstanden, wenn nicht etwa die in Jerusalem ansässigen Fremden an der Hühnerzucht Freude fanden. Die Römer weissagten aus dem Gebaren, das die heiligen Hühner beim Fressen zeigten. — Fasan und Perlhuhn wurden einst von den Asiaten bzw. Afrikanern ihres Fleisches wegen zu halben Haustieren gemacht, der Pfau dagegen wegen seiner herrlichen Farbe; Grund der Hauszähmung war also hier, was wohl zu merken ist, ein ästhetisches Moment.¹⁾ Das Perlhuhn ward aus Afrika, der Pfau von dem grossen Alexander aus Indien nach Europa gebracht. Während leucistische Fasanen als ungewöhnlich gelten, sind die gezähmten Truthühner — wie teilweise unsere Hühner, Tauben, Enten, Gänse — sehr in den Farben ausgeartet (d. h. weit weniger schön und farbenbunt als die wilden), indem vor allem der Albinismus zu seinem Rechte kommt. Auch die Eier unserer Truthühner zeigen wie die unseres Hofgefügels

¹⁾ Freilich waren die Inder ein rel. hochstehendes Kulturvolk. Auch die Römer assen nur Hirn und Zunge vom Pfau. Gar lieblich sind übrigens die alten griechischen Sagen vom Pfau wie vom Perlhuhn (dem Symbol der Jagdgöttin Artemis). Die Schwestern des Königs Meleager, der auf dem Argonautenzuge von Apollo getötet worden, beweinten den Tod ihres Bruders Jahr um Jahr; darum wurden sie von den mitleidigen Göttern in perltröpfige Hühner verwandelt. Der stolze Pfau aber, neben dem Frühlingsverkünder Kuckuck das Wahrzeichen der Himmeskönigin Hera, entstand durch Verwandlung aus dem (zu Tode getroffenen) vieläugigen Argus; die Augen kamen als bunte Farbenspiegel auf dem Schwanze des Vogels wieder zum Vorschein.

(vergl. die rotgefleckten Waldhühner-Eier, die olivengrünen Stockenteneier mit den einfarbig weissen der Haushühner, der Hausenten!) deutlich die Degeneration; die Eier der zahmen Truthühner sind auf weissem Grunde ganz schwach rötlich gefleckt, die der wilden auf chokoladebraunem Grunde sehr stark rostfarbig, und wenn die Einfarbigkeit der ersteren noch nicht ganz durchgeführt ist, so ist dies, was andere Erscheinungen hinsichtlich der Vogelart (wie das Weglegen der Eier, das selbstständige Auftreten unter dem anderen Hofgeflügel, das Baumen auf hohen Mauern, das Entfernen vom Hofe etc.) nur bestätigen, ein Beweis, dass die Truthühner noch nicht so sehr zu Haustieren geworden, also noch nicht so lange gezähmt sind wie Enten und Hühner.

Die Wachtel galt und gilt dem Ackerbauer durchaus mehr als Singvogel denn als Huhn; man freute sich über ihren taktgerechten Ruf wie man andererseits ihren Braten im Einzelnen zu klein geachtet haben mag, um ihm nachzustreben. Und doch ist Wesen und Verhalten der scheuen Wachtel nicht eigentlich so, wie man entsprechend der grossen Zuneigungen des Landvolkes zu ihr erwarten sollte. Zu beachten ist jedoch auch, dass die Wachtel immer als Käfigvogel gesucht war und darum oft — — ins Garn gelockt wurde.¹⁾

Vertraulich stehen dem Menschen gegenüber in der Regel die meisten oder sehr viele Singvögel; viele haben sogar mit gewissen Schichten unserer Landbevölkerung ein richtiges Freundschaftsverhältnis. Die einen suchen Schutz in der Nähe menschlicher Siedelungen, die anderen sind direkt auf diese angewiesen, indem

¹⁾ Prof. Marshall's Ansicht, dass die Wachtel ursprünglich ein Steppentier *κατ' ἔξοχην* gewesen und aus dem Osten bei uns eingewandert sei („Wanderungen der Tiere,“ ein Hochschulvortrag), teile ich garnicht. Die Wachtel gehört der Talaaue wie dem Bergrücken als ursprünglich eingeboren ebensogut an wie der Flachlandwiese und dem ebenen Ackergelände. An sich könnte man sie mit demselben Recht eine Bergform nennen (gleich dem Rephuhn) wie eine Steppenform; man trifft sie auch im höheren Berggebiet noch ganz frisch und munter an. Auch die Lerchen und Ammern halte ich für keine östlichen Steppenformen. Wenn diese Vögel (gleich Wachtel und Rephuhn) in dem der Kultur ganz aufgeschlossenen Ebengelände, wo ihnen die — ausserdem noch raubvogelfreien — üppigen Wiesen und dichten Fruchtfelder die beste Deckung und darum die grösste Existenzmöglichkeit gewähren, am freudigsten gedeihen, so ist das kein Beweis, dass sie a priori diesem Gelände ausschliesslich angehört haben.

sie nur an und in denselben eine Nachkommenschaft grossziehen können. Der Mensch schützte uranfänglich die Singvögel wohl weniger, weil er ihren wirtschaftlichen Nutzen erkannt und wertgehalten hätte — noch besass ja auch der einfache Mensch nicht diese hochentwickelte, einseitig utilitaristisch gerichtete Agrikultur, wo der Singvogel durch sein Eingreifen solchen Nutzen hätte stiften können wie heute —, als weil er sich über ihre hübschen Farben, ihren lieblichen Gesang, ihre schöne Gestalt freute; und an dem munteren Wesen, mit denen sie seine Heimstätte belebten, Gefallen fand. Abgesehen von dem fast instinktiven Gefühl der Zusammengehörigkeit, das den sesshaften, zu sozialer Gemeinschaft hinneigenden Ackerbauer von jeher beherrschte, sind es also ästhetische Gesichtspunkte, die ganz bedeutend in die Wagschale fielen; und diese verdienten wahrlich auch heute noch viel mehr hervorgehoben und viel höher angeschlagen zu werden als die materiell-utilitaristischen — — um so mehr, als korrekte Erwägungen dieser letzteren Art für manchen Singvogel bei näherer, eingehender Prüfung seiner Insekten- oder auch Vegetabliennahrung eher ein Minus als ein Plus hinsichtlich seines Nutzens ergeben dürften. Aber nur der Egoist unserer Zeit denkt an den allernächsten pekuniären Vorteil und übersieht dabei, wie jeder Materialist, — unbedächtig genug! — die weiter zurückliegenden ästhetischen, ethischen und moralischen Werte: anders der Kluge, ganz anders der Naturfreund! — Am hausvertrautesten, am meisten an das Haus gefesselt und gebunden sind unstreitig die Schwalben. „Man rechnet die Schwalben gewissermassen zum Hausgeflügel; ihr Nisten an und in den menschlichen Wohnungen, ihr stetes Umherjagen in den Strassen der Städte und Dörfer oder in deren nächsten Umgebungen, ihre fröhlichen Gesänge und ihr zutrauliches Wesen machen sie jedermann zu willkommenen Geschöpfen, zumal im Frühling, wo sie die lieblichen Verkündiger der warmen Jahreszeit sind“ (Friderich). Der treffliche Staats von Warquant-Geozelles konnte ganz mit Recht von „unserer heiligen Schwalbe“ sprechen. Wie sehr der Bauer seine Stall- und Hausschwäblein liebt, weiss eigentlich nur der, welcher lange Zeit in einem Dorfe gewohnt hat; und wie gern sie geduldet und wie sehr sie geschützt sind, fühlen vor allem die herrlichen Rauchschnalben in den niedrigen, menschenbelebten Baueruställen, wo sie sich zwitschernd auf den Rücken der schackigen Kuh niederlassen, während die Stallmagd unter

dem geduldigen Wiederkäufer sitzt und ihn melkt. Die Mehlschwalbe nistet bei uns nur noch an Hauswänden, die Rauchschnalbe innerhalb irgendwelcher Baulichkeiten, wozu auch Brücken und Tore zählen — abgesehen von ganz wenigen Fällen, wo Rauch- (wie Mehl-)schwalbe an und unter Felsen (jene auch in gewaltigen Storchnestern) ihr Nest anbringen. Gar interessant wäre es, zu erfahren, in welcher Zeit ungefähr die beiden Schwalben sich zu der jetzigen Bauweise unfreiwillig bequemen mussten oder aber, was wohl richtiger gesagt ist, zu den heutigen Niststätten freiwillig ein Vertrauen fassten. Vor anderthalb tausend Jahren noch dürfte es ihnen in Deutschland unmöglich gewesen sein; im Morgenland haben sie immer, wie sie auch heute noch tun, an den vielen warmen schützenden Felswänden genistet, und es ist gewiss, dass sie sich mehr und mehr, als in den germanischen Ländern feste Wohnhäuser mit den probaten Dachvorsprüngen entstanden, nach Westen und Nordwesten herüberzogen ¹⁾. Die Haus- und Stallschwalben sind der beste Beweis, dass sich die Vögel mit der Zeit der Kultur anpassen können, dass sie vor dieser nicht untergehen müssen; diese Schwalben sind direkt durch die Kultur geschützt und begünstigt worden (auch z.B. durch die Anhäufung ihrer Nahrung, der Insekten, bei den Gebäuden), und wenn sie jetzt ganz rapid abnehmen, so liegt es es hier einmal nicht an der vielgescholtenen Kultur — an dieser nur höchstens insofern, als beim Bauen der neuen Häuser teilweise die Holzverschläge unter den Traufdächern wegfallen und dagegen die Backsteinwände

¹⁾ Die deutsche Fauna ist stetig im Werden und Wandel. Der allbekannte Zug der Lebewesen (vom Menschen bis zum niedersten Spaltpilz) von Osten nach Westen, der sich nach 1000 Jahren noch ebenso bemerklich machen wird wie schon vor einem Dezennium von Jahrhunderten, ist an sich durchaus nicht rätselhaft. Er hat seinen Grund in der Üppigkeit und dem Reichtum des Westens, in der grösseren Zahl und Art der hervorgebrachten Tiere und Pflanzen, was wieder auf dem wärmeren Klima (Meeresnähe und Golfstrom) beruht. Die Isotherme läuft von dem Südfuss des Altai-Stocks schief hinüber nach Schweden. Die Menschen haben jeweilen nach dem wärmeren Klima und dem üppigeren Reichtum an organischen, grösstenteils zur Nahrung dienenden Wesen hingedrängt; die Polen, die Slaven drängen noch heut so wie einst Kelten, Germanen und Türken. Ebenso tun sehr viele Tiere; andere (sowie Pflanzen) folgen dem Menschen als stete Begleiter. Während aber die vom Meer aufgehaltenen, zur Ruhe gekommenen Völker im Laufe der Säkula wieder aussterben, bleiben Fauna und Flora im Wesentlichen bestehen.

nicht so ganz tauglich zum Anbringen der Nester sind —, sondern an Witterungseinflüssen (die freilich früher in der Hauptsache auch nicht anders waren), an dem Massenfang der Italiener etc. Felsen- und Uferschwalbe stehen, gemäss ihrer Vorliebe für Gebirg und Wasser, dem Menschen ferner. Viel mehr als der Alpensegler ist — bei uns einzig und allein — der zahlreiche Mauersegler auf Dachlucken und Mauerlöcher angewiesen; er benutzt öfters sogar Starenkästen zum Nisten, besonders solche, die etwas älter und ohne Sprengelholz sind, in die er dann rasend schnell hineinstürzt¹⁾, während der Alpensegler lediglich die höchsten Gebäude zu besiedeln sich einfallen lässt. Und vielleicht ist dies der Grund seiner so beschränkten Verbreitung.

Wie die Schwalben gehören zu Haus und Hof auch die Stare. Es ist füglich anzunehmen, dass ein sicher einst scheuer, nunmehr so zutraulicher Höhlenbrüter wie der Star nur den Nistkasten zuliebe in die Dörfer gezogen ist, den Menschen nach; freilich hat er sich immer so frei und unabhängig von diesen zu halten gewusst, dass noch heute ganze Scharen in alten, mit hohlen Bäumen untermischten Wäldern grossgezogen werden. Aber die Nistkästen, von Menschenhand gefertigt, haben immer eine sehr grosse Anziehungskraft auf ihn ausgeübt — seien es auch nur sechs Brettchen, die einigermaßen regendicht zusammen genagelt sind. Ich hing z. B. einen Nistkasten in einem etwa 80jährigen hochstämmigen Buchwald auf, in dem sich sonst kaum einmal Stare aufhielten: Schon im nächsten Frühjahr sang ein Starmatz, allein im Walde, von dem Sprengelholz herab sein abwechslungsreiches Lied. Wenn nun auch eine höhlenbrütende Vogelart wie der mit Allem zufriedene Star sich mit leichter Mühe und in relativ kurzer Zeit, schon in wenigen Dezennien, an Nistkästen gewöhnt, so ist dennoch der Brauch, Starenkästen auszuhängen, ein sehr alter. Ich schliesse das aus zwei Gründen: Einmal ist dieser Brauch unserer Landbevölkerung zur festen Sitte, zur kategorisch verpflichtenden Gewohnheit geworden und der Bauer kennt es seit Menschengedenken, seit Ururgrossvaters Zeiten, garnicht anders, als dass er an seinem Hause einen Starenkasten, der von vornherein (eo

¹⁾ Ich beobachtete einen ganzen Sommer lang allabendlich einen Spyr, wie er Hals über Kopf, aber still und leise, in einen Starkasten sich zurückzog, wenn schon der ferne Osthimmel im letzten Abendrot glühte.

ipso) zu den nötigen Hausmobilien gerechnet wird, hängen haben müsse, wie sich denn auch oft an diesem und jenem Gebäude ein ganz alter, verwitterter, oben und unten durchbrochener Starenkasten findet¹⁾). Andererseits ist der Brauch über viele Länder, zum mindesten über ganz Mitteleuropa — und zwar eben als altgewohnte Volkssitte — ausgedehnt; selbst bei der Annahme, dass der Brauch ursprünglich nicht in einer Gegend allein aufkam und sich von da aus verbreitete, würden doch etliche Jahrhunderte erforderlich sein, um ihm die heutige grosse Ausdehnung zu sichern. Starkästen sieht man ebensowohl in niederösterreichischen Dörfern wie am Bodensee und im östlichen Frankreich, in Böhmen wie in Schleswig. Die meisten Starkästen fand ich in den fruchtbaren Gefilden des südlichsten Schweden, in der Provinz Schonen. In den Weinbergländern hat man dem Sprien wohlweislich keine Nistkästen ausgehangen wie in dem grössten Teile des Elsass, der Pfalz, des Rheingaus u. s. w.; dagegen finden sich in früheren Wingertgebieten, wie in der ganzen Wetterau und an den Weichselufern, jetzt überall Nistkästen. Grosses Interesse verdient eine Frage wie die, ob einstmals vielleicht auch etwa ein einzelner einflussreicher Mann, ein starker kräftiger Charakter — wie unser Liebe einer war — mit gutem, allgemeinem Erfolg auf die Notwendigkeit hingewiesen hat, den Staren wegen mangelnder Nistgelegenheit Wohnungen herzurichten. Das Gegenteil ist zehnmal wahrscheinlicher, nämlich dies: Dass die Liebe des Volkes zum Vogel die treibende Ursache zum Aushängen der Nistkästen war, dass der gemeinsamen Initiative der misera plebs contribuens die ersten Nistkästen und die heutige Volkssitte ihre Entstehung verdanken. Doch hat es auch in früheren Zeiten — in Zeiten kräftigerer, freudigerer Vogelschutzbestrebungen — grosse Tierfreunde gegeben. Am bekanntesten ist, dass Herr Walther von der Vogelweide ein echter, rechter Tierschützer war; nicht minder bekannt ist, dass, gemäss Testamentsverfügung, auf seiner Grabplatte in Würzburg noch lange die Vögel gefüttert wurden, welcher

¹⁾ Manchmal geschieht freilich auch des Guten zu viel, indem die Kästen, fein sauber gehobelt und gezimmert, mit prangend gelber, grüner oder roter Farbe bestrichen werden, was zunächst die Stare für ein Jahr (selten für längere Zeit) fernhält. Belehrung ist auch hier der beste Vogelschutz.

sinnige Brauch leider in jüngerer Zeit eingeschlafen ist.¹⁾ Die Geschichte der volkstümlichen Starenkästen, deren Millionenzahl wir die stets sich mehrenden Legionen nützlicher Stärlein zum guten Teil verdanken, ist ein redendes Beispiel, dass die Menschheit die Vögel vor den drohenden Gefahren der Kultur behüten kann, wenn sie nur will (was z. B. von Liebe in der kurzen Ausführung: „Lernet erst das Leben der Vögel genau kennen, wenn Ihr sie mit rechtem Erfolge schützen wollt“ nicht genug hervorgehoben worden ist); das Wollen aber der Volksmasse quasi aufzuzwingen, das müssen sich immer wieder die Vogelfreunde, nachdem sie an der Hand redender Beispiele erkannt, dass es möglich sei, zur Aufgabe machen.

Ganz und gar zum Hofe gehört ein anderer Höhlenbrüter, eine Sperlingsart, unser „Haussperling.“ Wer nicht an das Dogma einer allmählichen Entwicklung glauben wollte, der müsste schlechterdings annehmen, dass der domestizierte Sperling so erschaffen worden wäre, wie er jetzt ist. Dies aber ist ein Ding der Unmöglichkeit, da im Uranfange keineswegs die heutigen Domestikations-Verhältnisse, zu denen der Spatz passt wie die Nuss zu ihrer Schale, ja nicht einmal nur entfernt ähnliche gegeben waren. Entweder existierte und vegetierte einstmals der *passer domesticus* so fröhlich und heiter wie heute, ohne bei dem Menschen dauernd gemietet zu haben, ohne überhaupt das Zweibein zu kennen und noch viel weniger dessen erst spät erfundene Wohnungen, ohne die er heute nicht leben kann, oder er hat sich als selbständige Abart aus den übrigen Spatzenarten — der Felsenspatz dürfte von Anfang an bestehen — mit der Zeit herausgebildet. Dies ist das Wahrscheinlichste. Auch bei dem Hausspatz tritt die Neigung zu Farbenvarietät und Albinismus im Ganzen häufig auf; im Museum zu Mainz stehen nicht weniger als 6 totale Spatzenalbinos nebeneinander. Im Übrigen wurde

¹⁾ Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle einen Appell an die massgebenden Persönlichkeiten (Domverwaltung?) zu richten, jene alte, so sinnige Reminiszens praktisch wieder ins Leben treten zu lassen, in der Weise etwa, dass vor der Grabplatte ein umzäunter ständiger Futterplatz hergerichtet werde, auf dem die Vögel, besonders zur Winterszeit, mit einem guten Mischfutter versorgt würden. Es wäre dies ein stolzes, deutungsvolles Zeichen eines warmen Gedenkens des grossen Dichterhelden in seiner Eigenschaft als Vogelfreund. Auch möchte das gute Beispiel, das da coram et publice gegeben wird, grosse Nachahmung bei Privaten finden.

dem Spatz schon lange vom Menschen — wenigstens lokaliter und periodisch — seines Fleisches wegen nachgestellt. Aus den Worten der hl. Schrift: „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig?“ (wobei übrigens das griechische *ἀστιάριον*, als Mindestmass genommen, 5 Pfennige bezeichnet, die aber bei dem damaligen Wert des Geldes um das 3 oder 4 fache erhöht werden müssen) ergibt sich, dass auf dem Markt in Jerusalem Sperlinge um eine geringe Summe zu haben waren. Dass sich auch der philisterhaft gescholtene Hausspatz von den hergebrachten Gewohnheiten recht gut wiederum emanzipieren kann — wie gleichfalls die Hausschwalben, die nach den verschiedensten Berichten („O. Mon.“ 1894, S. 179 u. 144;¹⁾ „Hess.Tierschutz.“, No. 6, J. 1902) ihre Nester der neuen Bauart der Häuser etc. anpassen sollen —, beweist er in manchen Gegenden Deutschlands, wo er sich unförmige Nester in den Zweigen der Bäume herrichtet und mit Erfolg zum Brüten benutzt; Hofrat Liebe berichtete dies aus Ostthüringen, ich selbst beobachtete es beispielsweise im Sommer 1900 in Metz.²⁾ — Weniger unselbständig, vom Menschen unabhängiger als der Hausspatz ist der Feldsperling und gar noch im Vollbesitze der Freiheit der Steinsperling. Die Ringelspatzen sind freie, bewegliche, scheue Gesellen, wetterharte und sturmesfeste; nur im Winter kommen sie in die Dörfer herab.

Der Rotschwanz ist eigentlich ein Bewohner der Felsen-
gesteine und wer z. B. vom Faulhorn im Berner Oberland über die Alp Iselten, unter dem schroffen Oberberghorn, unter dem Abhang des Laucherhorns, durch das Felsgeröll des Bütschi, über die Sägisjoche oder an der Nordseite des Sägisgrats und

¹⁾ „Die Umgestaltung der Brückenverhältnisse erforderte auch die gänzliche Umgestaltung der Schwalbennester, und während die früheren kugelförmig am Steine klebten, wurden die neuen Nester hinter, auf und neben dem Balken erbaut. Oft war der zur Verfügung stehende Raum klein und flach und mit wenigen Schnäbeln voll Mörtel zum Neste umgeändert, — oft war der Hohlraum gross und erforderte nach allen Seiten hin ein riesiges Bauwerk“ (St. von Wacquand-Geozelles). „Die Ausflugsöffnung“ der Nistkästen für Rotschwänzchen, in welche die herabgefallenen jungen Schwalben gesetzt worden waren, „hatten die Alten im halbmondförmigen Kreise mit Erde beklebt“ (A. Heise).

²⁾ Der Sperling ist keine Steppenform; auch dürfte er nicht, wie Prof. Marshall annimmt, aus dem Osten zu uns gekommen sein, sondern aus dem Südwesten und Süden, angelockt durch die festen Gebäude, welche die Römer das Germanenvolk bauen lehrten.

der Nordflanke der Winteregg zu der Schynigen Platte hinuntersteigt, kann zur Sommerszeit genug dort an den Felsenwänden einheimische Hausrotschwänzchen antreffen. Bei dem recht hausvertrauten domestizierten Rotschwanz drückt sich die Herkunft des Geschlechts aus der Felseinsamkeit noch dadurch aus, dass er sich am wohlsten hoch droben auf den Dächern, auf dem Hausgiebel und der knarrenden Wetterfahne, fühlt. Im Gegensatz zum Hausrotschwanz als Hausvogel ist der nach seinem Lockruf passend benannte „Saulocker“ ein Gartenvogel; das wesentlich Unterschiedliche zwischen beiden Höhlenbrüterarten wird in etwas auch durch die Farbe der Eier ausgedrückt, indem das Hausrötelgelege das neutrale Weiss aller Hausvogeleier zeigt, das Feldrötelgelege aber die frische Naturfarbe Blaugrün, im Norden oft noch durch eine interessante und hübsche rote Fleckung verstärkt, aufweist.¹⁾ Auch der Gesang — es ist wieder ein Seitenstück zu dem gebudeneren oder freieren Wesen eines Vogels — unterscheidet beide Arten insofern, als die freieren, ungebudeneren Vögel hier (die Gartenrötel) im Allgemeinen über umfangreichere und reinere Sangmittel verfügen. Entweder erzeugt die stille, ungestörte Natureinsamkeit einen schöneren Gesang oder die hausgewohnten Vögel verlernen mehr und mehr den der Art eigentümlichen; beides ist nebeneinander möglich.

Sehr vertraut mit dem Menschen sind gleichfalls die grauen Fliegenschnäpper, weniger die Trauer- und Halsbandfliegenfänger und noch weniger das „spanische Rotkehlchen“, ein ausgesprochener Waldvogel. Der graue Fliegenschnäpper findet bei Stall und Scheuer ausser dem Schutze vor Raubvögeln nicht nur die passendsten Niststellen — vorspringende Knäufe und Hausbalken, breite Stammgabel alter Birnbäume u. s. w. —

¹⁾ Was die Eier der Schwalben betrifft, so zeigen die der konservativen Uferschwalben ganz die Färbung der Höhlenbrütereier, die der Rauchschalben einen Typus, wie sie mehr oder minder die Offenbrüter haben. Die Mehlschalbeneier befinden sich unzweifelhaft in einem Übergang. Die meisten, wenn nicht alle naturwissenschaftlichen Werke (Bechstein, Lenz, Brehm, auch der „neue Naumann“) geben als Farbe der Mehlschalbeneier an: Rein weiss. Dies ist ganz falsch. In meinem Heimatsdorfe Frischborn (Vogelsberg) sind die meisten Hauschalbeneier mit deutlichen schwarzen oder braunschwarzen Punkten getüpfelt. Jetzt ersehe ich aus einem Verzeichnis der „Vogelwelt der Insel Sylt“ von M. B. Hagendefeldt, dass auch die Sylter Schwalben teilweise die rotbraun punktierten Eier legen („Orn. Mon.“ 1902, S. 260).

sondern auch die reichhaltigste Nahrung, da sich Fliegen und Mücken am liebsten bei den Wohnungen der Menschen und Haustiere aufhalten. *Muscicapa atricapilla* und *albicollis* bauen in der Regel in Baumlöcher und sie können sich daher auch in Anlagen, Obstbaumgehägen und lichten Feldhölzern ebenso gut ansiedeln und heimisch fühlen wie in unmittelbarer Nähe des ländlichen Gehöftes. Der kleine Fliegenfänger stellt sein Nest in eine Zweiggabel oder den leicht ausgefaulten Aststummel eines Baumes. Bezüglich des unterschiedlichen Wesens und Gesanges der vier Arten gilt das beim Rotschwänzchen Gesagte. Neuerdings hat der Mensch auch Schnäppern und Röteln eigene Nistkästen hergerichtet.

Ganz ähnlich wie mit Schnäppern und Röteln verhält es sich mit den Bachstelzen: Die gemeine grauweisse¹⁾ Bachstelze, ein echter Hausvogel, baut seltener einmal in Steinhaufen oder Feldmauern als die graugelbe und goldgelbe, bei denen es sogar Regel ist, im „Freien“ zu nisten.²⁾

¹⁾ Ich schlage vor, *Motacilla alba* „grauweisse Bachstelze“, *Motacilla sulphurea* „graugelbe Bachstelze“ zu nennen, während *Motacilla flava* wie bisher „goldgelbe Bachstelze“ heissen kann. Die Bezeichnung „weisse B.“ ist, selbst bei flüchtiger Betrachtung des *corpus*, das sich so benamens lassen musste, augenscheinlich falsch, irreführend und dem unbefangenen urteilenden Laien, sicherlich zuerst, wenn er diese Bezeichnung hört, höchst verwunderlich — dem grossen gemeinen Volk ist es auch noch nie eingefallen, den betr. Vogel „weisse“ B. zu nennen —, da das Graue an dem Vogel viel mehr hervorsteht als das Weiss; es ist eben eine grauweisse Bachstelze und keine weisse. Die Bezeichnung „graugelbe B.“ giebt gleichfalls den Gesamteindruck des Farbengefieders des so bezeichneten Vogels unstreitig besser wieder als das teilweise übliche „schwefelgelbe B.“; *Mot. flava* kann dann ruhig „goldgelbe B.“ heissen. Dass die durchaus angebrachte und richtige Veränderung von „weisse“ in „grauweisse“ und „gelbe“ in „goldgelbe“ die betr. Namen etwas verlängert, ist kaum von Bedeutung, da wir — leider! — fachmännig (und oft auch zopfig) gekünstelte, ganz unvolkstümliche Worte von 8 und mehr Silben wie „schmalschnäbliger Wasserstreter“, „schlankschnäbliger Tannenhäher“ in unserer ornithologischen Litteratur haben.

²⁾ Eine gewisse, ganz nebensächliche, fast humoristische Beziehung zwischen *Motacilla a.* und *Homo s.* ist es z. B. auch, wenn die Bachstelzen in manchen Gegenden haufenweis in den Kugelakazien zu übernachten pflegen; die Akazie wurde im Jahre 1601 zum ersten Mal in Europa angepflanzt, und zwar im Jardin des Plantes in Paris, wo ich den Mutterbaum sah; von dort aus verbreitete sich die Akazie über Europa; jetzt freilich sieht man z. B. in der Lombardei schon ganze Akazienwäldchen.

Die Finken nisten überall, in den Hausgärten der Menschen wie im freien, fröhlichen Wald. Insbesondere der Buchfink findet sich überall, im Obstgarten, im kleinen Fichtenschlag und im weiten Dom des hochstämmigen Laubwaldes; er ist — neben dem Girlitz, der allüberall, wo er sich einfindet, mit der Zeit alle Scheu ablegt — der zutraulichste Fink. Ich wusste vor Jahren ein Buchfinkennest mit Eiern bzw. Jungen dicht am Wege in einem niedrigen Gartenzaun; andere standen ebenso nah an Wegen in Hecken. In dem Park des „Konstanzer Hofes“ in Kostnitz kam im Nachsommer 1900 öfters des Morgens ein Buchfinkenmännchen auf die unter einem Vorbau stehende Frühstückstafel und pickte vor meinen Augen ohne Scheu an den Butterstückchen, die im Eiswasser lagen. Gerade die Finken der städtischen Anlagen beweisen, dass die Vögel da, wo sie geschützt werden, grosses Zutrauen zum Menschen fassen; in der Strassburger Orangerie sah ich Buchfinken in dem Zweige eines mittelstarken Oleanderbäumchens nisten, das in einem Kobel an einem der belebtesten Wege stand¹⁾. Im Vogelsberg hat gewöhnlich jeder Garten seinen Standfink²⁾. Wenn übrigens je und je der Bauer im Allgemeinen die Finken nur aus Nützlichkeitsrücksichten geschützt hätte, so hätte er — was nicht der Fall ist — dem „Schwunch“ (*Fringilla chloris*) immer gram sein müssen, da dessen Schaden für die Landwirtschaft im Ganzen grösser ist als der Nutzen; ob dies freilich der Bauer erkannt hat und weiss, ist eine andere Frage. Als Zucht- und Stubenvogel ist bei Germanen und Romanen, soweit die Kanarienzucht gepflegt wird, von den Finken der Distelzeisig am beliebtesten. In der Regel fliegt er frei in den Kanariennecken. Er eignet sich am besten zur Erzeugung von schönen Bastardrassen, die trotzdem gute Sänger ins Feld stellen. In einer mittelfranzösischen Stadt sah ich einen sehr hübschen Bastard, der neben dem mattgelben

¹⁾ Dieses Nest wurde später entweder nicht mit Eiern belegt oder diese wurden frühzeitig geraubt — es war immer leer, so oft ich (vorsichtig) hineingriff.

²⁾ So gern auch der Thüringer Bauer, der Wiener Arbeiter, der schwäbische Schneider oder Schuster seinen „Fink“ im Zimmer oder im Garten hat, so lernte ich im Vogelsberg doch einen Bauer kennen, der einen benachbarten Fink nicht das bisschen Futter gönnte, das sich dieser zu gewissen Tageszeiten fast regelmässig auf dem Hofe holte, wenn die Hühner gefüttert wurden; jener Bauer stellte ihm nach mit Pulver und Blei.

Kleid des Kanarienvogels einen sanften orangeroten Ring in ziemlicher Breite um den Schnabel trug. In manchen romanischen Ländern wird der Distelfink als Muttergottes-Vogel mit einer besonderen Zuneigung bedacht; darum findet sich auch seine Gestalt auf Marienbildern selbst klassischer Meister. Mit der bis ins Kleinste von der Sage behandelten Weltschöpfung durch Gott verbindet die volkstümliche Tradition der leichtgläubigen Söhne des Südens auch die Entstehung der bunten Farben des Distelfinks; der Grund zum Aufkommen der bekannten hübschen Legende liegt in der hart in die Augen fallenden — weil schnell und ohne Übergang abwechselnden — Mannigfaltigkeit der Farben, die überall sozusagen nur flüchtig aufgetuscht sind.

Die Schwarzamsel ist aus einem scheuen, schüchternen Waldvogel — wie es ihre sämtlichen Artgenossinnen noch sind — an vielen Orten ein dreister Gartenvogel geworden, zumal in dem ganzen Ländergebiet der tierfreundlichen Germanen; vielfach hat sie mit dem Umtausch der Wohnstätten die Fülle ihres Gesanges teilweise verloren, wie z. B. in Wien.¹⁾ Sie hat offenbar, wo dies Letzte gilt — es ist freilich nicht die Regel! —, inmitten der störenden Menschen nicht mehr soviel gesungen wie im Walde und das Singen daher auch ein wenig verlernt.

Die Meisen lieben es als halbe Waldvögel gar nicht so sehr, sich in Hausgärten in der Nähe der Menschen ansiedeln zu müssen; aber Nistkästen, auch solche primitiverer Art, beziehen sie mit Vorliebe. Dem Menschen gegenüber verhalten sie sich bis zu einem gewissen Grad ziemlich vertrauensselig. Allerdings zeigt die Kohlmeise, welche als die ausgebildetste Form des ganzen Geschlechts über die meisten geistigen Gaben verfügt, überdies auch in der Regel am ehesten mit dem Menschen in Berührung kommt, oft genug, dass sie sich nicht allerorten von diesem das Beste versieht. — Der menschliche Aberglaube schadet, wie das Käuzchen oft genug praktisch an sich erfahren muss, sehr viel; er nützt auch: Ebenso, wie der Vogelsberger Bauer glaubt, dass sein Haus vor Feuersbrunst geschützt sei, wenn ein Schwäblein unter dem Dach oder auch ein Star im Kasten sein Nest habe, so vermeinen die sarmatischen Sumpfbewohner, dass das auffällige Nest der Beutelmeise, über die

¹⁾ Vergl. meine Arbeit „Unsere Drosseln“ in No. 8, 9, 10 der „Orn. Mon.“ 1902!

Haustüre gehängt, das Einschlagen des Blitzes verhindern. Dieses halb kultisch gefärbte Interesse an der Vogelwelt verbürgt den in Mitleidenschaft gezogenen Arten einen gewissen Schutz. Oft genug mögen freilich die Sarmaten auch die noch frischen, belegten Nester kurzer Hand für sich in Beschlag nehmen.

Die Haubenlerche gehört, wenigstens im Herbst, Winter und Vorfrühling, zu den Strassen der Dörfer und Städte wie etwa die Sippe der Rosenkäfer zum Rosenstrauch; sie lässt wenn sie in der schlechten Jahreszeit auf dem Wege bei hafergespickten Pferdeexkrementen sitzt, ergeben hingeduckt, doch achtend auf die Bewegungen der kommenden und gehenden Störenfriede, den Strassenbummler wie den dahinrastenden Geschäftsmann näher an sich herantreten als sonst irgendeiner der gefiederten Dorfbewohner. Und doch ist sie viel scheuer als fast alle anderen Dorf- und Hausvögel; wenn sich z. B. eine bauende Haubenlerche beobachtet sieht, lässt sie meist den Halm fallen und fliegt nicht zum Nest, während Star und Schwalbe sich im Bauen nicht stören lassen. Als einer der nützlichsten Vögel muss, auch auf Grund einer exakten wissenschaftlichen Untersuchung und nicht bloss einer obenhin gehenden Abschätzung, neben der Haidelerche die Feldlerche bezeichnet werden¹⁾; sie frisst fast nur schädliche Insekten wie Heuschrecken, Motten, kleine Tag- und Nachtfalter, Räumchen, Schnellkäfer, (Larven, Maden und Insekteneier) und Unkrautsamen; von Nutzfrüchten verzehrt sie nur die ausgefallenen und zerstreuten Hafer-, Hirse- und Weizenkörner. Aus diesem Grunde schon allein, ganz abgesehen von allen anderen, an sich noch gewichtigeren Gründen ästhetischer und ethischer Natur, muss es ganz gewiss als eine „Unverständigkeit“ gescholten werden, wenn man die Lerchen vom Felde weg für die Küche reicher Leckermäuler fängt, — trotz der beschönigenden Worte im „neuen Naumann.“ Der leicht hingeworfenen, ursprünglich einmal geistreichen Redensart von der nun wahrlich sattsam bekannten „Gefühlsduselei“ und der zum mindesten — auch wenn es mit Naumanns eigenen

¹⁾ Wie oberflächlich das Verzeichnis der Pariser Vogelschutzkonvention (vom Jahre 1895) aufgestellt worden ist (nach der Aussage des deutschen Staatsministers v. Posadowsky von „Gelehrten“ (!) sämtlicher Staaten), ist daraus ersichtlich, dass unter den zu schützenden, nützlichen Vögeln neben Kuckuck, Nachtigall, Pirol etc. die Lerche fehlt.

Worten gesagt ist — materialistischen Denkweise, dass Lerchengar „gesund und leicht verdaulich“ sind und ganz wohl mal zu einem Pudding verarbeitet werden dürfen, muss mit aller Entschiedenheit das ernste, würdige Diktum eines Gloger entgegengehalten werden: „Dass noch jetzt allherbstlich in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes, z. B. bei Leipzig und Halle, Tausende dieser herrlichen nützlichen Sänger gefangen werden, um nur den Gaumen verweichlichter Feinschmecker zu kitzeln, ist geradezu eine Versündigung an der Natur, welche hoffentlich bald ihr Ende erreichen wird“ wie auch die aus jedem naturwissenschaftlichen Buche (Lenz, Friderich u. s. w.) herauszulesende Tatsache, dass die Zahl der Lerchen durch die vielfachen Nachstellungen fast überall in einer ganz betrübenden Weise abgenommen hat. — Die Lulllerche kann um deswillen nicht viel mit dem Menschen gemein haben als sich Brach- oder Heideland — ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort — und Kulturgebiet in der Regel gegenseitig ausschliessen.

Das schüchterne Goldammerchen steht mit den Landleuten jederzeit auf gutem Fusse. Im Winter kommt ihm das bauerliche Mitleid zugute, wenn das Hausfedervieh gefüttert wird, wenn eine Tenne offensteht, wo es hineinfliegen und den Heusamen aufpicken kann, oder vielleicht ein Junge ein Futterplätzchen herrichtet. Im Sommer singt es vergnüglich sein „Hawer, Hawer, Gärscht“; noch auf mannigfalt andere Weise legt das Bauernvolk den Ammersang aus. Dass der Goldammer nun einmal zum Acker gehört, fühlt der Bauer eben recht; und oft fühlt er unwillkürlich auch, wenngleich nicht in demselben Masse wie der feiner empfindende, geistig immer regsame Gebildete, dass eine gewisse drückende Schwermut in dem gleichtönenden Ammerschlag liegt, wenn er am stillen, sonnenhellen Herbstnachmittag über die letzte Garbe des Feldes hinwegklingt.

Von den Laubvögeln hat sich einer ausschliesslich den Wald zum Aufenthaltsort auserkoren, der Waldlaubvogel; er steht dem Menschen total indifferent gegenüber. Auch die übrigen Laubvögel halten sich gewissermassen neutral, wenn schon der Gartenlaubvogel bei Haus und Hof wohnt und somit zu einer gewissen Annäherung an seinen Wohnungsvermieter gezwungen ist. Nach dem gleichen Ausweis ähnlicher Schlüsse dürfte der Waldlaubvogel in dem alten waldreichen Germanien häufiger, der Gartenlaubvogel seltener gewesen sein als im

heutigen Deutschland. Wegen der Zartheit und Hinfälligkeit dieser Tiere möchte man sich versucht fühlen, sie als ursprünglich aus dem Süden zu uns gekommen anzusprechen, wogegen jedoch ihr schwaches, farbenarmes Kolorit Einspruch erhebt. Dasselbe gilt bezüglich der Herkunft von den Grasmücken, die auch insofern den Laubvögeln nahe stehen, als sie an sich dieselben und mit denselben Aufgaben betrauten Erscheinungsformen der gefiederten Welt sind, nur dass die Grasmücken in ihrer Art als geborene Heckenvögel, die Laubsänger als geborene Baumvögel leben; beide, in ihren Grundzügen sich gleich oder doch ungemein ähnlich, sind nach verschiedener Richtung — und beide gleich vorzüglich — ihrer Lebensweise angepasst. Auffallend ist, dass gerade die Gartenrepräsentanten dieser beiden Arten wie auch der Gartenvogel von der Sippschaft der eigentlichen Erdsänger — als welcher mit bestem Recht die Nachtigal (bezw. die Sprossernachtigall) angesehen werden kann —, das grösste Sangestalent unter den Sippsgenossen aufweisen. Auch dies dürfte seine Erklärung finden: Im freien Gelände brachte ihnen, den ursprünglich überall im Felde (wo nur immer Baum und Busch zusammenstanden) heimischen Sängern, den besten der ganzen Familie, eben ihr Sangestalent, bei dessen Entfaltung sie noch dazu einen freieren Sitz zu wählen pflegen, zu viel Verfolgungen ein, sodass sie mit der Zeit mehr und mehr ihren Wohnkreis auf die buschreichen und doch auch wieder stillen Gärten und Heckenhöfe um Häuser und Dörfer (nicht eigentlich aber die volksbelebten Stadtanlagen, die Tummelplätze der Schwarzamseln) zu verengern sich gewöhnten; zugleich wurden — es ist dies ein weiterer Gesichtspunkt, der auf der gleichen Bahn vorwärtsweist — nicht mehr, wie „draussen,“ die besseren Sänger der Art selbst jeweilen in dem Masse, in welchem sie reichlicher aufhielen, weggefangen und es war somit die Herauszüchtung eines immer besseren Gesangestalents ermöglicht.¹⁾

¹⁾ Die Frage, wie die schöneren Vogelgesänge entstanden sind, muss von verschiedenen Gesichtspunkten aus beantwortet werden. Auffallend ist, dass gewöhnlich mit einem besseren Gesang ein schlichteres Farbenkleid Hand in Hand geht, und es ist jedenfalls in dieser Richtung eine Erklärung zu suchen. Dass die Bergvögel im Allgemeinen besser singen als die Talvögel, erkläre ich mir als das rein physische Ergebnis einer grösseren Kraftfülle und Lebensfrische, indem die Gebirgsvögel an und für sich schon in der Regel stärker und kräftiger sind als die Talvögel

— Nachtigall und Sprosser haben bei den alten und neuen Völkern eine sehr grosse Beachtung gefunden. Es hat sich diese bei den Alten fast noch stärker geltend gemacht als bei den Modernen; denn die berühmtesten Dichterfürsten der Griechen und Römer — Homer, Horaz, Vergil etc. — haben die Sängerin κατ' ἔξοχῆν mit den lieblichsten Worten besungen. Die Zutraulicheit der unscheinbaren Tierchen zum Menschen ist bekannt. Ich bin in der grossen Strassburger Orangerie, wo die Nachtigallenpärchen sehr nahe bei einander wohnen, dicht vor singende Männchen hingetreten, ohne dass sie den Gesang unterbrochen und den Platz verlassen hätten. Diese Zutunlichkeit hat den Lusciniern von jeher mehr Schaden gebracht als Nutzen; zeitweise waren die Nachstellungen, die dem leicht zu erlangenden Sängertalent bereitet wurden, so gross, dass sich grosse politische Staatsgebilde für den bescheidenen Braunrock eigene Gesetze zu fixieren bewegen fühlten — — de minimis curat lex! Trotzdem haben die Nachtigallen und Sprosser in vielen Ländern merklich abgenommen; die Wiener Nachtigall vielleicht am meisten an dem Ort, nach dem sie genannt ist (bei welcher Gelegenheit sich auch zeigt, dass es ganz verkehrt ist, einen Vogel nach einer so kleinen Lokalität wie Wien zu benennen): Im ganzen Sommer 1901 hörte ich nur einen Sprosser in Gärten am Bisamberge bei Korneuburg (vor Wien), während noch vor einem Dezennium mehrere Sprosser in dem Hausgarten des Herrn Universitätsprofessors Dr. D. Feine in Wien selbst (wie mir der Hausherr in eigener Person erzählte) schlugen. Die starke Abnahme der Wiener Sprosser erklärt sich daraus, dass in Österreich der Fang dieser — merkwürdiger Weise! — nicht besonders bestraft wird wie doch der Fang der Nachtigallen.

Noch weniger wie im Allgemeinen die Grasmücken kommen die Rohrsänger mit dem Menschen in Berührung. Unzweifelhaft haben auch ihre Zahl die menschlichen Eingriffe in die Konstellationen der Natur verringert; denn im alten sumpf- und rohrrreichen Germanien, Polen, Ungarn etc. mögen sie recht häufig

und andererseits der Artbestand der Gebirgsvögel durch die Eingriffe der in den gleichen Revieren ansässigen Raubvögel — durch Wegfangen der kranken und schwachen Individuen — reiner, frischer, kräftiger erhalten wird und somit auch zur Ausbildung und Vererbung zunächst besserer Singmuskeln und fernerhin eines vorzüglichen Sängertalents durchaus befähigt ist. Es ist die Zuchtwahl einer unverfälschten Natur.

gewesen sein. Doch auch hier erfolgsgekrönte Anpassungsversuche! Im „blauen Ländchen“ zwischen Wiesbaden und Höchst, in der Umgebung Kassels, bei Giessen und anderswo in deutschen Gefilden hausen die Sumpfsänger in den Kornfeldern: Sie bauen und wohnen, selbst halbe Stunden weit vom Wasser entfernt, in dem wogenden Halmenmeer. Nach Ad. Müller's Angaben sind die Teich- und Sumpfröhrsänger hie und da auch (z. B. in der Wetterau) zu regelrechten Gartenvögeln geworden; tendenzgetreue Schematiker haben daraus flugs „*Cal. hortensis*“ gemacht.

An die besonderen Erörterungen mögen sich noch einige allgemeine schliessen.

Es ist natürlich, dass die Kultur in den tieferen Lagen Deutschlands, in den grossen Flusstälern und Ebenen, am ehesten eingesetzt, am meisten sich geltend gemacht und am auffälligsten Veränderungen in der Vogelwelt bewirkt hat. Baumvögel wie Finken und Pieper und Heckenvögel wie Grasmücken und Braunellen sind in den baum- und heckenarmen Kornebenen weniger häufig; Vögel, die zur Ackerscholle gehören, wie Lerchen und Ammern sind am zahlreichsten im flachen Lande; auf die stein- und kräuterreichen Hügel und Bergkuppen sehen sich die Steinschmätzer, die Heiderlerchen u. a. zurückgedrängt. Eine Untersuchung über die Verteilung, das stärkere oder geringere Auftreten unserer Vögel nach Höhen- und Tiefenlagen des Landes, sofern insbesondere auch die Agrikultur der Gradmesser ist für die Verbreitung der Arten, ist dermalen von unseren Forschern noch nicht gemacht worden und bleibt der Zukunft überlassen. —

Seit Anfang der Römerherrschaft sind allmählich folgende Gewächse nach Deutschland gelangt und hier — entweder wildwachsend oder als Kulturpflanzen — in grossen Mengen heimisch geworden: Kastanie, Platane, Blutbuche, verschiedene Pappel- und Weidenarten, Cypresse, Pinie (Südost-Asien), Weymutskiefer (Amer.); Apfel-, Birn-, Kirsch-, Zwetschen-, Pflaumenbaum etc., Maulbeerbaum, Quitten-, Pflirsich- und Aprikosenbaum, Walnuss- und Lambertsnussbaum, Stachel- und Johannisbeere, Syringe, Oleander, Buchsbaum (Südost-Asien); Weinstock, Flachs, Hanf, Lauch, Zwiebeln, Rettig, Kümmel, Senf, Raps, Linsen, Erbsen, Weizen, Gerste, Hafer, Rüben, Dickwurz, Kohlrabi etc., Kohl, Kraut, Salat (Asien) etc. etc.;

Gurken, Kürbis, Melonen (Ostindien) etc.; Magnolien (Amer.), Gartenrose, Tulpe, Lilie, Stiefmütterchen, Narzisse, Hyazinthe (Persien) etc. etc.; Spargel, Luzern, Esparsette u. a. Kleearten, Mais, Buchweizen; Boretsch (Syr.), Sonnenblume (Mex.), Kornblume (Sizil.), Frühlingskreuzkraut (Asien), gem. Stechapfel (Ind.), Wasserpest (N. Am.) u. s. w. Es ist klar, dass sich infolge der Ansiedelung dieser Pflanzen viele Verschiedenheiten und Abänderung in der Vogelwelt hinsichtlich der Verbreitung, Vermehrung, Lebensgewohnheit, Nahrung, Färbung des Gefieders und selbst der Eier notgedrungen einstellen mussten. Es ermöglichten z. B. oder erforderten andere Baum- und Strauchformen — wie Cypresse, Akazie, Kastanie, Platane — andere Nist- und Bauweisen; der Anbau des Weines vertrieb, wie schon betont wurde, die Stare aus den Winzergegenden, während das Anpflanzen der Kastanie, eines Baumes, der bald „Löcher“ bekommt, zur Verbreitung und Vermehrung aller Höhlenbrüter viel beitrug; die Kultur des Kirschbaums mag die Zahl der Kernbeisser, denen eine neue Fülle von Nahrung zugeführt wurde, ganz beträchtlich vermehrt haben, zumal der Darwin'sche Satz noch immer zu Recht besteht, dass eine — insbesondere eine reichhaltige und umfassende — Vermehrung je der einzelnen Tierart (durch Fortpflanzung) als Verkörperlichung oder Resultat einer überschüssigen Kraftmenge, ermöglicht nur und erzielt durch Verarbeitung einer grossen Nahrungsmenge, anzusehen ist.¹⁾ Die Ausbreitung der Hanf- und Flachs- und Rübsamenfelder wird das Verbreitungsgebiet der Finken, Ammern, Feldhühner u. s. w. erweitert oder doch wenigstens eine Vermehrung der einzelnen Arten bewirkt haben. Dergleichen lässt sich noch viel Wichtiges und Interessantes statuieren.

Weniger wichtig und bedeutungsvoll als interessant sind die eventuellen Einwirkungen der Kultur auf die Farberscheinungen

¹⁾ Die Kernbeisser mögen im Übrigen in ihrer Zahl wieder reduziert worden sein, da die wilden Kirschbäume leider immer mehr aus den Wäldern und Feldern verschwinden, ausserdem die hübschen Tiere gemäss dem deutschen Reichsvogelschutzgesetz dem freien Vogelfang unterliegen. — Newton stellte den Satz auf, dass alle die Vögel ohne Ausnahme zu schützen seien, welche selten oder in starker Abnahme begriffen seien. Ich freue mich übrigens, konstatieren zu können, dass in Deutschland fast auf der ganzen Linie bei dem Kampf um den Schutz für unsere Vögel — auch für die schädlichen, aber seltenen — die idealen Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt werden.

im Vogelreiche. Es kamen nämlich sowohl mit den Pflanzen und durch selbstständige Einwanderung wie auch durch Einführung vonseiten des Menschen oder auf noch irgend andere Weise allmählich seit der Urväter Zeit neben grösseren Tieren (wie Pferd, Esel, Rind, Ziege, Schaf, Hund, Katze, Wanderratte etc.) auch unzählig viele kleine, den Vögeln zur Nahrung dienende Tiere wie z. B. viele Blatt- und Rosenkäfer, viele Bork-, Rüssel- und andere Käfer (Roskastanienmaikäfer, Spargelhähnchen, Koloradokäfer, span. Fliege etc.), fast alle Schwärmer, viele Spinner, Spanner und andere Schmetterlinge, Läuse wie Reblaus, Blutlaus, San-José-Schildlaus etc., Schafzecken etc., neue Heuschrecken wie Klapper- und bläuliche Heuschrecke, viele neue Netzflügler (z. B. Raubfliegen, Holzbienen (stahlblaufügelige!), Ameisenlöwen etc.¹⁾), neue Eidechsen wie Mauer- und grüne Eidechse, Schlangen wie Würfelnatter und Äskulapschlange u. s. w. Da es nun feststeht, dass „die Farbe, Form und relative Anzahl der kleinsten Farbstoffteilchen abhängig sind von der Beschaffenheit des Blutes des betreffenden Vogels“ und da ferner sowohl die neue Sommernahrung (Sonnenblumenkerne, Weinbeeren, Cypressensamen etc.) wie die grosse Summe der den Vögeln neu zur Nahrung gebotenen Tiere teilweise ganz andere chemische Bestandteile führen als die alte Nahrungsmasse, so ist ersichtlich, dass nicht allein Veränderungen in dem Farbgefieder der Vögel, sondern selbst Verschiedenheiten in der Färbung der Eier eingetreten sein müssen²⁾. Diese Abänderungen sind natürlich immer nur unbeträchtlicher Natur gegenüber denen, die Klima und Himmelsstrich, Licht und Luft, Kälte und Wärme zu wirken vermögen.

Auf eins — es ist nur ein unterhaltender Seitenblick — will ich schliesslich noch aufmerksam machen. Fast alle Singvögel verwenden beim Nestbau Pferdchaare; diese sind das biegsamste, geschmeidigste, längste und haltbarste Material, während dagegen z. B. die Haare des einheimischen Rotwildes und fast aller anderen Tiere rauher, härter und spröder sind. Besonders, in manchen Gebieten fast ausschliesslich, kleidet der Goldammer sein Nest mit Rosshaaren aus. Ehe nun das Pferd, das flüchtige Steppen-

¹⁾ Vergl. m. Arb. „Eingebürgerte Fremdlinge im Mainzer Tertiärbecken“, „Zool. Gart.“ 1902!

²⁾ Vielleicht variierte die Färbung vieler Vogeleiern früher noch nicht so (wie heute), als noch die Nahrung eine mehr einheitliche war.

tier, aus seinen ebenen Tummelplätzen in Centralasien, aus Turân und Irân, herübergekommen war in das Waldgebiet Mitteleuropas, ehe es sich fand in den Ländern, die wir heute Deutschland, Frankreich, Spanien, England nennen, konnten unsere Vögel natürlich noch nicht den passendsten Nestbaustoff verwenden. Die Verwendung desselben haben sie sich jedenfalls erst allmählich nach dem Eintreffen des Pferdes angeeignet, bis dieses Nistmaterial nunmehr bei vielen Vogelarten das beliebteste, bei einigen das — durch Fortpflanzung der Artgewohnheit — fast ausschliesslich verwandte ist. Auch heute dürfte es noch Gebiete geben (z. B. Inselbezirke), wo das Pferd nicht vorhanden ist, und es wäre nicht ohne Interesse, dort die Nester der Singvögel auf die Zusammensetzung ihrer Baustoffe hin zu untersuchen. Dass es andererseits einem Goldammerchen in Ostpreussen, wo 15—20 mal mehr Pferde gehalten werden als in Oberfranken (das Verhältnis der Pferde ist: 250—350 zu 6—25) vielmals leichter wird, seinen Bedarf an rosshärem Nistmaterial herbeizuschaffen als in dem letztgenannten Landgebiet, bezw. dass es dort viel mehr Pferdehaare zum Bau verwendet als hier, liegt klar auf der Hand; vielleicht liessen sich auf solche Weise proportional fortschreitende Unterschiede feststellen für — beispielsweise — die gebirgigen Teile Hessens (Pferdebestand: 25—50 auf 1000 Einwohner), Lippe (Pferdebestand: 50—75 auf 1000 Einwohner), Regierungsbezirke Münster und Münden (Pferdebestand: 100—125 und 125—175 auf 1000 Einwohner), Nordschleswig (Pferdebestand: 175—200 und 200—250 auf 1000 Einwohner), Ostpreussen (Pferdebestand: 250—300 auf 1000 Einwohner).

Mainz, im September 1902.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1903

Band/Volume: [51_1903](#)

Autor(en)/Author(s): Schuster Wilhelm

Artikel/Article: [Vogel und Mensch: Die freundlichen und feindlichen Beziehungen zwischen beiden und daraus sich ergehende Besonderheiten in der Entwicklung und Verbreitung der Arten. 1-40](#)